* Paed. Pr. *
4404
n

Oeffentlicher Schulpreis

Schwäbl

Paed. Pr.
4404 n

ev

*Preis

für

Theresia Vogl,

Schülerin der IIten Klasse.

Vorstadt Au, am 28ten August

1839.

K. B. LOCAL SCHUL COMMISSION MÜNCHEN

Zabl Schft

R. Hierlinger

Kurze und lehrreiche

Parabeln.

Ein Lesebuch
für
die liebe Jugend.

Von

Fr. Xaver Schwäbl,
Domkapitular zu München-Freysing.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sechste Ausgabe.

München, 1831.
Bey Jakob Giel.

G. n. 21

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Erste Abtheilung.

		Seite
1.	Die aufgehende Sonne.	1
2.	An Gottes Segen ist alles gelegen.	2
3.	Das Farben-Spiel.	4
4.	Die göttliche Schule.	6
5.	Das Vergißmeinnicht.	7
6.	Die Laube.	9
7.	Die Blumen-Beetlein.	11
8.	Kain und Abel.	13
9.	Der Feyerabend.	14
10.	Der köstliche Wein.	16
11.	Der Maybaum.	18
12.	Der Bienenstich.	19
13.	Der Epheu.	20
14.	Das menschliche Leben.	22

		Seite
15.	Die Bäumchen.	24
16.	Die untergehende Sonne.	26
17.	Die Korn-Aehren.	27
18.	Das Splitterchen.	29
19.	Die Blumenwahl.	30
20.	Das Saamenkorn.	32
21.	Die Veilchen.	33
22.	Das hochzeitliche Kleid.	34
23.	Der Berg.	36
24.	Die Hammerschläge.	38
25.	Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.	40

Zweyte Abtheilung.

		Seite
1.	Der Strom.	44
2.	Der Zeisig.	45
3.	Das Licht der Nacht.	47
4.	Der Sturm.	49
5.	Die wüste Gegend.	50
6.	Das Weizenfeld.	53
7.	Der Rosmarin und der Lorber.	54
8.	Das Adlernest.	56
9.	Das gläserne Schüsselchen.	57
10.	Die Weide.	58
11.	Die Fliege.	60
12.	Die Rosen-Knospen.	61

		Seite.
13.	Das Fischangeln.	64
14.	Die Lerche.	66
15.	Die Pfütze und das Bächlein.	68
16.	Die Rose.	70
17.	Blüthe und Frucht.	71
18.	Das Steinwerfen.	73
19.	Nichts und Alles.	75
20.	Der kleine Ritter.	76
21.	Der Mond.	78
22.	Mensch und Thier.	80
23.	Der abgerissene Zweig.	82
24.	Das Kreuz.	84
25.	Die verpflanzte Blume.	87

Dritte Abtheilung.

		Seite
1.	Die Mutter Erde.	90
2.	David und Goliat.	91
3.	Der Adler.	92
4.	Die Blumensaat.	94
5.	Die Biene.	95
6.	Das Gold.	96
7.	Der Weinstock und der Johannisbeerstrauch.	98
8.	Die Vorsehung.	99
9.	Die Wespe.	101
10.	Die Weizenbreite.	102

Seite
11. Die Spinne. 103
12. Selbstverdammung. 105
13. Der Funke. 107
14. Die Schatzthaler. 108
15. Das Saamenkorn. 110
16. Die Rose unter den Dornen 111
17. Der Stein. 112
18. Die Fruchtbäume. 113
19. Das Licht. 115
20. Der Zaun. 116
21. Die Sündfluth. 118
22. Die Perle 120
23. Die Blumen-Pflänzchen. 122
24. Der Knochenmann. 124
25. Der Mann ohne Füße. 125

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erste Abtheilung.

1. Die aufgehende Sonne.

Ein weiser Lehrer wandelte an einem schönen Frühlings-Morgen hinaus auf das Feld. Seine zwey Söhne folgten ihm nach. Es gieng eben die Sonne auf. Die Gipfel der Berge glänzten im Morgenroth, ein lieblicher Schimmer verbreitete sich über das Thal hin, und die Vögel stimmten ihr munteres Lied an, den jungen Tag zu begrüßen. Da erhob der Vater sein Haupt andächtig gegen Himmel, und sprach mit bewegtem Gemüthe: „Seht, meine Söhne, dort steigt sie herauf die herrliche Sonne! Licht, Wärme und Leben strömet in ewiger Fülle aus ihr, auf daß die Blumen und Früchte der Erde gedeihen, und das Herz des Menschen sich freue; denn sie wandelt einher — Freude und Segen verbreitend."

„Die Sonne, lieben Kinder, sey uns ein Bild unsers irdischen Wandels! Was sie der Welt ist, das soll jeder Mensch seyn an der Stelle, dahin Gottes Hand ihn gesetzt hat." „Erfreuen und segnen wie Gott, und im Namen Gottes" — das ist der Sonne himmlisches Tagwerk. Und: „Wohlthun und Segen verbreiten, wie der Vater im Himmel, und im Namen des himmlischen Vaters" — dies ist auch der hohe Beruf des Menschen auf Erde."

„Die Sonne sendet den wohlthätigen Strahl über Gute und Böse, über die Hütte des Bettlers, wie über des Königs Pallast, und sie spiegelt sich im Thautröpflein nicht minder, als in dem unermeßlichen Weltmeer."

„Also sey auch das Herz des Menschen beschaffen. Er soll Gutes erweisen den Freunden und Feinden, soll ehren und lieben die Kleinen und Armen nicht minder als die Großen und Reichen; denn sie sind alle Kinder des nämlichen Vaters im Himmel."

„Die Sonne endlich vollbringt ihr Tagwerk, von Anfang bis Niedergang, ohne jemal müde oder überdrüssig zu werden; denn sie betritt ihre Laufbahn mit freudigem Antlitz."

„Und also verhalte es sich auch mit der Liebe des Menschen. Er verbittere niemal die Wohlthat durch harte Worte, welche der Seele des Leidenden wehe thun; sondern er wirke das Gute ohne Verdruß und mit freudigem Antlitz; denn Gott liebt den fröhlichen Geber vor allen."

Nachdem der weise Lehrer also geredet hatte, sah er die Knaben freundlich an und schwieg. Die Söhne aber sprachen einstimmig: „Vater! Wir wollen deiner Lehre gedenken, und liebreich wandeln auf Erde, gleichwie die Sonne wandelt am Himmel."

2. An Gottes Segen ist alles gelegen.

Es herrschte eine anhaltende Trockenheit im Lande, und die drückende Hitze lastete schwer auf den Arbeitern des Feldes, und auf dem ermatteten Wandersmanne. Der Himmel schien wie verschlossen; denn mehrere Wochen hatte es nicht mehr geregnet, und am Morgen war auf den Blüthen und Blättern kein Thautröpflein zu sehen.

Die ausgedorrete Erde hatte sich in weiten Klüften gespaltet, und lechzte nach Regen, und das Fruchtfeld schien zu verschmachten.

Da giengen die Kinder Erdmanns, des wackern Pflegers von Buchheim, jeden Abend hinaus in das Gärtchen, wo sie mit eigener Hand die schönsten Blumen erzogen, und jedes trug eine kleine Gießkanne, mit Wasser gefüllet, am Arme, und sie begoßen die Blumen mit emsigem Fleiße; aber leider! es wollte nicht helfen; denn schnell hatten die brennenden Sonnenstrahlen die begossenen Beetlein wieder aufgetrocknet, und hiengen die Blätter matt und verwelket hinunter und die Blumen schienen zu sterben, und die Kinder sahen traurig zu den erblassenden Pflänzchen hernieder.

Aber in einer Nacht fiel ergiebiger Regen, welcher das schmachtende Erdreich tränkte, und die Fluren und Garten = Gewächse erfrischte.

Jetzt fanden die Kinder ihre Beetchen in neuer Schönheit: denn die halb erstorbenen Blümchen waren erstanden, und streueten wieder erquickenden Duft um sich her. Da hüpften die Kinder lustig und erfreuten sich der erneuten Gestalt des Gartens.

„Sieh nur, mein Vater,“ sprach Eduard, der ältere Sohn, „wir haben die Blumen so oft und so emsig begossen, und dennoch — wären sie alle verdorben ohne den wohlthätigen Regen!“ „Ja wohl,“ antwortete der Vater, „denn es spritzet der Gärtner umsonst, wenn der Himmel das Beet nicht begießet. Und wie es euch bei dem Erziehen der Blumen ergeht, also wird es euch ergehen bey jeglichem Werke, das ihr beginnet.“

„Wenn der Segen von oben nicht all euer Thun

und Lassen begleitet, so werdet ihr, mit aller Anstrengung und Kunst, dennoch nichts zu Stande bringen; denn ohne Hilfe des göttlichen Segens ist jegliche Mühe vergebens."

„Wenn der Herr das Haus nicht bauet, so arbeiten die Bauleute umsonst." So sprach der Vater.

„Und wenn der Herr die Stadt nicht behütet, so wachen die Wächter vergebens," setzte die verständige Mutter hinzu.

„Darum, lieben Kinder," so endete der Vater, „lasset es euch für euer ganzes Leben gesagt seyn: Thut ihr nur immer mit Treue, was eure Kräfte vermögen, und dann flehet um den Segen des Himmels. Dieser wird reichlich hinzuthun, was eurer Schwäche gebricht."

3. Das Farbenspiel.

Ein gottesfürchtiger Vater hatte vier gute, liebenswürdige Kinder, die da waren der Trost und die Freude seines Alters.

Wenn er des Abends, von der Last und Hitze des Tages ermüdet, nach Hause kam, sprangen sie ihm freudig entgegen, wischten ihm den Schweiß von der Stirne, und erzählten ihm dann mit wetteifernder Liebe, was sie den Tag hindurch Nützliches gelernt, oder Unterhaltendes getrieben hatten, und der zärtliche Vater ergötzte sich herzlich an den Erzählungen von ihren unschuldigen Spielen und sinnreichen Einfällen.

„Vater! wir haben heute das Farbenspiel gemacht," sprachen sie, als sie ihn eines Tages bewillkommet, und dann zur Gartenlaube begleitet hatten.

„Nun — und was habt ihr euch denn für Farben gewählet?" fragte der Vater, nachdem er sich mit ihnen niedergesetzt hatte.

„Ich habe mir,“ sprach Albert der ältere Bruder, „die rothe gewählet; denn roth ist die Farbe der Liebe“

„Wohl, mein Sohn! sagte darauf der Vater! „und hätten die Menschen überall Liebe genug, es würde die Welt zum Paradiese werden; denn es gebricht dieser Erde nicht an Schönheit und Pracht, sondern nur an Einfalt und Liebe ihrer Bewohner, um ein Paradies zu seyn.“

„Und ich,“ sagte Wilhelm, „ich habe mir die blaue gewählt; denn blau, wie der helle wolkenlose Himmel ist die Farbe der Heiterkeit.“ „Schön, lieber Wilhelm,“ erwiederte der Vater; „denn es ist uns doch niemand angenehmer, als ein Mensch mit heiterer Seele.“

„Ich habe mir,“ sprach jetzt Hannchen, ihre Schwester, „die grüne gewählet; denn grün bekleidet der Vater im Himmel die Hoffnungen des Landmanns, die heranwachsenden Früchte des Feldes.“

„Gut, meine Tochter,“ antwortete der Vater, „darum ist auch grün die Farbe der Hoffnung, und wie unglücklich wäre der Mensch ohne Hoffnung?“

„Und ich,“ sprach endlich Fritzchen, das jüngste Söhnlein, ich habe die weiße gewählet; denn weiß ist die Farbe der Unschuld; und die Zierde der Jugend sind Unschuld und Tugend.“

„Ihr habt, lieben Kinder,“ so endete der Vater, „alle vortrefflich gewählt- Doch gebe ich Fritzchens Wahl vor jeder andern den Vorzug: Denn weiß ist der Grund und der Inbegriff aller übrigen Farben, und Unschuld ist die Quelle jeder Tugend und Freude.“

„Darum bewahret ihr nur die Unschuld des Herzens dann wird es euch an Liebe und Hoffnung und Heiterkeit niemal gebrechen. Denn immer lächelt dem schuldlosen

Menschen die süsseste Hoffnung, und aus seinem Auge glänzt ihm der heitere Sinn, und die göttliche Liebe."

4. Die göttliche Schule.

Es war einmal ein weiser Vater, der hatte einen Sohn, welchen er liebte von ganzem Herzen. Der Jüngling genoß alles, wornach seine Seele verlangte; denn der Vater war mächtig, ihm fröhliche Tage zu schaffen, und er liebte ihn, und dachte: „Mein Sohn wird mir die Liebe des Herzens, womit ich ihm so viel Gutes erzeige, mit Gegenliebe erwiedern!"

Aber der leichtsinnige Sohn vergaß in den fröhlichen Tagen nur zu bald seines Vaters, verliebte sich in die Lust und in die Thorheiten, die sich ihm darbothen außer dem Hause des Vaters, und so ward sein Sinn weichlich, und sein Herz beflecket. Da floh er das Antlitz des gütigen Vaters, und suchte seinen liebsten Aufenthalt bey heillosem Gesindel.

Darüber ward nun der Vater betrübt in seinem bekümmerten Herzen, und sprach mit Thränen im Auge: „Mich jammert des ungerathenen Sohnes; denn ob er mich gleich in seinem bösen Sinne verschmähet, so liebe ich ihn dennoch, und kann es aus Liebe nicht zugeben, daß er verloren gehe; denn es ist mein Kind."

„So wehe es mir thut, so will ich mich nun anstellen, als hätte ich mein Vaterherz vor ihm verschlossen. Denn hat ihn meine überfließende Liebe von mir entfernet, so wird ihn die Härte vielleicht mir wieder zubringen."

Er trieb also den Sohn hinaus in die Fremde, damit er Hunger und Noth erfahren sollte.

Als nun der Jüngling längere Zeit von dem väterlichen Hause entfernt war, Hunger gelitten und mancherlei

Elend ausgestanden hatte, da empfand er peinliches Heimwehe in seinem Gemüthe, und weinte bitterlich, und er sehnte sich so sehr, das Antlitz des beleidigten Vaters wieder zu sehen, daß sein Gesicht mager und blaß wurde.

Er machte sich also auf, und kehrte wieder zur Heimath zurück, warf sich dem Vater zu Füßen und sprach; „Ach mein Vater! verzeih mir die Sünde, welche ich an dir begieng, da ich so große Liebe mit Undank vergolten habe. Ich will von jetzt an dich nur allein lieben, und, dir gehorchend, dein Trost und deine Freude seyn. Möchtest du mich nur wieder dein liebes Kind nennen!!"

Der Vater konnte nicht antworten vor Rührung des Herzens. Freudenzähren vergießend — schloß er den Sohn in seine Arme, und liebkosete ihn lange, und nahm ihn wieder auf in das Vaterhaus als seinen innigstgeliebten Sohn.

„Dieser Vater, meine Lieben, ist Gott; sein Sohn aber ist jeglicher Mensch. Kann Gott den Menschen nicht durch Güte und Liebe bewegen, daß er Ihn wieder liebe, und also sein Heil finde, so führet Er ihn in die Schule der Leiden, damit Er ihn hier für den Himmel erziehe."

5. Das Vergißmeinnicht.

Katharina wurde von ihrer Mutter sehr geliebt; denn sie war ihr in allen Stücken gehorsam, und suchte ihr eine Freude zu machen, wie und so oft sie nur konnte. Da saßen sie eines Abends neben einander an einem Hügel, der sich hinter ihrem Hause erhob. Am Fuße des Hügels floß ein klares Bächlein vorüber, dessen Rand links und rechts mit den schönsten Blumen geschmückt war. Das Mädchen hüpfte hinab zu dem Bächlein, sammelte einen Strauß Vergißmeinnicht, lief damit eilig zur

Mutter zurück, fiel ihr um den Hals, und sprach mit zarter Empfindung: „Vergiß mein nicht, liebste beste Mutter, vergiß mein nicht!“

„Wie könnte ich deiner vergessen!“ sprach die gerührte Mutter, „denn ich liebe dich ja von Herzen, und werde dich immerhin lieben, wenn du gut und gehorsam bleibst, wie bisher.“

„Dies will ich, liebe Mutter, ja dies will ich mein Leben lang,“ sprach Katharina, und küßte der Mutter die Hand.

„Wenn dich nun,“ sprach über eine Weile die sinnreiche Mutter, „diese Blümchen so natürlich an die Bitte erinnern, daß ich deiner nicht vergessen soll: um wie viel mehr, meine Tochter, sollen sie dich erinnern, des besten Vaters im Himmel nicht zu vergessen; welcher die Blumen des Feldes so lieblich bekleidet! Und nicht nur diese Blümchen, liebes Kind, sondern was du erblickest: hier das schöne Wiesenthal, und die Biene, die da so emsig herumschwärmt, um Honig zu sammeln; dort das fruchtbare Saatfeld mit seinen Aehren, und der bunte Schmetterling, der darauf herumflattert, alles, das Größte wie das Kleinste, alles hat der liebe Gott so schön gemacht zum Nutzen und zur Freude des Menschen, und auf jedem Werke der Schöpfung steht es gleichsam von Gottes Finger geschrieben: O Mensch, vergiß mein nicht!“

„O des lieben, guten Gottes,“ sprach Katharina mit bewegtem Gemüthe.

„Nicht nur aber die Geschöpfe in der Natur, liebe Tochter,“ fuhr die Mutter fort, „sondern auch alle Schicksale, die wir erfahren, sind ein Werk Gottes, auf daß wir Seiner gedenken. Alle Leiden und Freuden sind

ein Vergißmeinnicht aus der Hand des himmlischen Vaters; denn Er schicket uns beyde, damit wir uns Seiner erinnern, und nimmer ablassen sollen, seine treuen Kinder zu seyn, gleichwie er unser treuer Vater ist."

„Mögest du, liebes Kind, bey allem, was du in Zukunft Schönes erblickest, und bey allem, was dir begegnet, Auge und Herz gegen Himmel erheben, und des lieben Gottes nimmer vergessen, sondern stets vor seinen Augen wandeln!!"

„Ja, liebste Mutter," sprach Katharina mit gerührter Seele, „nie will ich des lieben Gottes vergessen, und stets vor seinen Augen wandeln. Nicht wahr, Mutter, dann wird der liebe Gott auch meiner nicht vergessen, und es mir wohlgehen lassen?

„Thue das Erste beständig" versetzte die Mutter, „so kannst du das Zweite sicherlich hoffen. Und so oft du wieder ein Vergißmeinnicht pflückest, denke in deinem Gemüthe:

„In diesem Blümlein — zart und fein,
In jedem Werke — groß und klein,
In Freud und Leid, in Wohl und Weh',
Wo ich geh' und wo ich steh',
Find' ich Gott, der zu mir spricht:
Liebes Kind, vergiß mein nicht!"

6. Die Laube.

Melchior hatte sich, neben dem Garten seines Vaters, mit eigenen Händen eine Sommerlaube, und darin einen Sitz von frischen grünen Rasenstücken erbauet. Hier war nun sein liebster Aufenthalt, denn jede freye Viertelstunde wandelte er nach seinem neuen Gebäude, und betrachtete mit Vergnügen das wohlgelungene Werk seines Fleißes. Als er aber eines Morgens hinaus gieng, siehe! da war seine Laube zerstöret, und die schöne Rasenbank lag in Trümmern zerstreut aus einander. Melchior weinte die

hellen Thränen vor Schmerz und Aerger. Ein Nachbarsmann, der eben auch in seinem Garten war, hörte ihn weinen, und sprach mitleidig: „Armer Melchior! ich kam gestern gerade dazu, als dir eben ein Bube dein Häuschen niederriß. Er lief eilig davon, als ich auf ihn zugeschrieen hatte; aber dein Bau war schon vernichtet. Jener Hirtenknabe dort, der auf der großen Wiese die Schaafe hütet, hat es gethan.“ Kaum hatte Melchior dieses vernommen, so eilte er zornig hinab gegen die Wiese.

„Wart, du muthwilliger Bube,“ dachte er, „du sollst mir meine Freude nicht unbestraft verderbt haben!“ Denn er hatte beschlossen, den Hirtenknaben empfindlich zu schlagen. Als er aber zu einem Bächlein kam, und über den Steg ging, da erwachte die Stimme des Gewissens in ihm; denn er war ein frommes, wohlerzogenes Kind.

Er blieb stehen am Bächlein, welches sich sanft durch das Wiesenthal schlängelte, und an dem Ufer standen etliche Lämmer, die da weideten im Blumengrase, und tranken aus dem Bächlein. Dieser Anblick gieng dem gutmüthigen Melchior durch die Seele, und er dachte bey sich selber: „Siehe, das Bächlein fließet so ruhig und stille dahin, and die Lämmlein weiden so friedsam und einträchtig neben einander: und ich, ein Mensch und das Ebenbild Gottes, bin voll Unruhe, und voll feindseliger Gedanken in meinem Gemüthe!“ „Nein, nein,“ sprach er, „ich will den Knaben nicht schlagen; ich will ihm nicht Böses mit Bösem vergelten, denn es ist ja nichts schöner und edler, als, verzeihen und lieben. Ja ich habe ihm verziehen; du lieber Gott im Himmel, verzeih ihm auch du!“

Nachdem er also gesprochen hatte, hüpfte er munter zurück, und fieng in Gottes Namen an, Laube und Rasenbank von neuem zu bauen. In drey Tagen war er damit fertig, und er sah nun sein erneuertes Werk mit noch größerer Lust an, als vorher; denn ein jeder Anblick erinnerte ihn der schönen That seines Herzens, und die Stimme seines Gewissens sagte ihm: „Freue dich; denn du hast edel gehandelt!“

„Liebe Jugend, die du dies liesest! Auch du wirst der schönen That Melchiors deinen Beyfall geben. Laß es aber nicht dabei bewenden; sondern gehe hin, und thue desgleichen!“

7. Die Blumen-Beetlein.

Jakob und Gertraud, zwey liebe Geschwister, hatten eine große Freude mit den Blumen. Daher bathen sie den Vater, er möchte ihnen ein Blumen-Beet geben. Und der Vater gab jedem ein Beetchen im Garten, und die Kinder streuten allerlei Blumen-Saamen hinein, und begoßen fleißig die liebe Aussaat. Sie blieben oft Stundenlange dabei stehen, und harreten mit ungeduldigem Verlangen, ob sie denn nicht sehen möchten, wie die Saamenkörnlein aus dem dunkeln Schooße der Erde hervorkeimen. Aber sie hatten mehrere Tage gewartet, und es war noch nichts aufgegangen.

Da fiengen die Kinder an zu trauern und sagten: „Ach! wir haben die Beetlein vergebens besäet und begossen; denn wir bekommen ja doch keine Blumen!“

Als sie aber nach einem Paar Regentagen mit dem Vater hinausgiengen, um nachzusehen, da hatte sich die Erde endlich gehoben, und die zarten Blumen-Pflänzchen waren erstanden, und jedes war mit einem Thautröpflein

gleich einer Krone, geschmückt. Da freuten sich die Kinder über die Maßen, hüpften munter umher, und riefen: „Ey sieh doch liebster Vater, sieh nur die Herrlichkeit alle auf einmal! O, wir haben schon lange geharret, und hätten so gerne gesehen, wie das zugeht, wenn die Keime aus der Erde hervortreiben, und nun — stehen sie da, und wir haben nichts davon gesehen.“

Und darauf antwortete der Vater: „Allzeit, meine Kinder, waltet die Hand Gottes auf diese eigene Weise. Er bringet die zarten Keime und Blüthen, und erfreuliche Gabe — ungesehen hervor, und verbirgt sorgsam die Hand, womit er sie schaffet und darreichet.“

„Gottes Güte in der Natur ist wie eine liebende Mutter. Wenn alles im Hause schon schläft, wacht sie allein noch, und bereitet den Kinderlein mancherley Schönes und Gutes — stille und heimlich. Wenn dann die Kindlein am Morgen erwachen, so stehen die Gaben vor ihnen, und sie freuen sich ihrer, hüpfen herum und genießen, und die liebende Mutter lächelt ob den Freuden der Kinder.“

„Also, meine Kinder, sey auch eure Liebe gegen die Menschen beschaffen. Gutes zu wirken sey eure Freude. Aber wirket es — stille und heimlich, wie Gottes Güte in der Natur.“

„Wer die edle That mit Trompeten- und Paukenschall ankündet, wie einst die Pharisäer, dessen Liebeswerk hat seinen Werth vor Gott und den Menschen verloren.“

„Nur eine Gabe im Stillen gereicht ist kostbar im Angesichte des Himmels, und wahrhaft erquickend für den, der sie empfängt. Denn — was wohlthut in

der Wohlthat — ist nicht so fast die Gabe, als vielmehr die Liebe des Gebers, welche zu schweigen, und die wohlthätige Hand zu verbergen versteht."

8. Kain und Abel.

Ein frommer Vater hatte einen liebenswürdigen Sohn, mit Namen Ferdinand. Diesem gab er einmal zum Weihnachtgeschenke ein liebliches Bild, welches eingefaßt war mit einer zierlichen Rahme, und in einem Glase verschlossen. Das Bild aber stellte vor das erste Opfer des Kains und des Abels.

Kain kniete vor dem Altare, darauf das Opfer braunte, und sein Angesicht war eingefallen und bleich, und er schlug es trübsinnig nieder zur Erde, und getraute sich nicht, sein wildes Auge gegen Himmel zu heben.

Auch der fromme Abel kniete da vor dem Altare und dem brennenden Opfer. Mit gefalteten Händen erhob er sein Antlitz froh und freudig zum Himmel, und aus seinen großen, hellen Augen leuchtete in mildem Glanze hervor die Unschuld seines Herzens.

Ferdinand hatte eine unaussprechliche Freude an dem kostbaren Geschenke, und er küßte mit Ehrfurcht den frommen Abel im Bilde. „Aber, mein lieber Vater," fragte der Knabe, nachdem er das Bildniß aufmerksamer betrachtet hatte, „warum steigt denn nicht auch der Rauch von dem Opfer des Kains gegen den Himmel hinauf, gleichwie von dem Opfer des Abels?"

„Mein liebes Kind!" antwortete der Vater, „dadurch wird angedeutet, daß das Opfer des Kains vor Gottes Augen mißfällig war; denn Gott sieht nicht die Gabe an, sondern das Herz des Menschen. Kain aber war böse, und sein Herz war nicht mit Gott; denn es

war mit den Sünden der Erde beflecket, und deßwegen senket sich auch der Rauch seines Opfers hernieder, und schleicht auf der Erde dahin. Das Opfer des Abels dagegen sah Gott gnädiglich an; denn er war fromm und unschuldig, und hatte sein Herz in dem Himmel. Deßwegen steiget der Rauch seines Opfers auch schnurgerade empor zu den Wolken des Himmels."

„Eben so, mein Sohn, wie mit dem Opfer der ersten Brüder, verhält es sich auch mit dem **Gebethe des Menschen**. Der liebe Gott nämlich sieht nicht auf des Bethenden Worte, sondern nur auf sein Herz."

Wer immer bethet, dabey aber sein Herz wegwendet von Gott, und es hängt an die Thorheit und Lust dieser Erde, dessen Gebeth sind leere Worte und ein solches vermag nicht, gegen Himmel zu steigen, und Erhörung zu finden."

„Wer aber mit dem Gebethe zugleich sein Herz von der Erde zum Himmel erhebet, und die Worte bekräftiget durch einen himmlischen Wandel, dessen Gebeth durchdringet die Wolken, und die heiligen Engel tragen es hin zu dem Throne Gottes, auf daß dem frommen Bether gegeben werde nach seinem Begehren."

9. Der Feyerabend.

Gotthold ein frommer Edelmann, gieng an einem Sommerabende hinaus in das benachbarte Feld, und neben ihm wandelte Philipp, sein Sohn. Es war eben die Zeit der Erndte, und die Arbeiter des Feldes hatten die sechs langen Wochentage viel ausgestanden von der brennenden Hitze, und manchen sauern Schweiß-Tropfen vergossen. Da erscholl nun auf einmal die Feyerabend-Glocke vom Kirchthurme des Dörfleins.

Mancher Schnitter warf eilig die Sichel von dannen, schwang seinen Hut in die Höhe und jauchzte vor Freuden. Andere aber lagerten sich auf das weiche Gras der Feldranken hin, wischten den Schweiß von der Stirne, sahen mit erfreutem Gemüthe zum Himmel, und dankten dem lieben Gott, daß er ihnen Kraft und Gesundheit zur Arbeit, und nun — den ersehnten Feuerabend bescheert habe.

„Siehst du, mein Sohn," sprach jetzt Gotthold mit gerührtem Herzen, „wie sich der müde Taglöhner freut des Geläutes, welches ihm die Feyerstunde verkündet; denn süß schmeckt ihm, nach geschehener Arbeit die Ruhe, und wenn er heim kömmt, empfange ich ihn voll Liebe, und zahle ihm mit freundlichem Antlitz den Tageslohn aus. Und ist die Erndte vorüber, so gebe ich den fleißigen Schnittern ein Fest, daß sie sich freuen nach vollbrachtem Werke ihrer Anstrengung.

„Was meinst du nun aber, mein liebes Kind, wird wohl auch der Müssiggänger sich des Feyerabends so herzlich erfreuen können, wie der treue ermüdete Arbeiter?

„Ach nein, liebster Vater," antwortete Philipp, „der wird nun trübsinnig niederblicken zur Erde und seufzen; denn er hat weder Freude noch Lohn, sondern dafür Unruhe und Vorwürfe zu erwarten."

„Ja wohl, mein Kind," sprach der Vater, „und du siehest hierin aller Menschen ewiges Schicksal vorgebildet; denn es ist das Leben einem langen Arbeitstag zu vergleichen, und wir sind insgesammt Knechte des Einen Herrn unser aller im Himmel, und es ist jeder gestellt an sein Tagwerk. Einst schlägt die Stunde, da der heiligen Engel Posaunenschall allem Fleische den großen Feyer-

abend ankündet, und alles, was Mensch heißt, hinruft zu dem Throne der Vergeltung.

Welche namenlose Freude dann für den guten, treubefundenen Arbeiter; denn es erwartet ihn die freundliche Stimme: Wohl dir, du Getreuer! empfange nun für deine Mühe und Kämpfe den Tageslohn der Ewigkeit: Geh ein in die Freude deines Herrn.

Dagegen wird jene große Feuerstunde den Treulosen mit Angst und Schrecken erfüllen; denn es erwartet ihn der furchtbare Ausspruch: Dem ungetreuen Knechte aber bindet Hände und Füsse, und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsterniß, wo Heulen und Zähneknirschen ist.

„Ach, lieber Vater!" erwiederte hierauf mit bewegter Seele der Jüngling, „mich schaudert's ob dem Schicksale des Unglücklichen. Mein Gott! ich will ein treuer Knecht werden; ja, liebster Vater, dieß will ich."

Da ergriff der Vater die Hand des Knaben, und sprach mit erfreutem Gemüthe: „Gott segne deine schönen Vorsätze, mein Sohn, auf daß du sie in That verwandelst."

10. Der köstliche Wein.

Die Kinder Wendelins, eines gottesfürchtigen Landmannes, kamen eines Tages mit fröhlichem Gemüthe von dem heiligen Gottesdienste zurück; denn sie waren fromm, und horchten mit Freuden auf das göttliche Wort.

Nachdem sie zu Hause angekommen waren, sprach Isidor, der ältere Sohn: „O mein Vater! der Herr Pfarrer hat heute wieder so schön gepredigt, daß es mir recht durch die Seele gieng; o, es ist mir nun wieder so wohl in meinem Herzen, und noch einmal so gerne will ich wieder gehorsam seyn, und thun, was dem lieben Gott wohlgefällt."

Darauf sagte Gertraud, seine älteste Schwester: „Wie ist es doch möglich, liebster Vater, daß die bösen Menschen Gottes Wort anhören, und sich doch nicht bessern? Ich meyne, nach solch einer Predigt sollten sie in sich gehen, und nimmermehr Böses thun können!"

„Ihr habet wohl Recht, meine Kinder," erwiederte der Vater, „man sollte ja freylich meynen, auch die schlimmsten Leute müßten von der Schönheit und Kraft des göttlichen Wortes ergriffen werden, daß sie an ihr Herz schlügen und umkehrten; aber es ist leider nicht also. Denn sehet, meine Lieben, es verhält sich mit dem Worte Gottes wie mit einem kostbaren Weine."

„Wenn dieser gegossen wird in ein reines Geschirr, so funkelt er nur desto schöner, und er ist das kräftigste Labsal, alle Glieder des Leibes zu stärken. Wird aber der köstliche Wein geschüttet in ein unreines Gefäß, so muß er darin versäuern, und allmählich verderben. Also auch, meine Kinder, ergeht es dem göttlichen Worte in dem Herzen der Menschen. Ist das Herz unrein und mit Sünden beflecket, so gehet die Kraft des göttlichen Wortes darin gewöhnlich verloren, und es vermag nicht, den Tiefgesunkenen zu ermuntern, oder zu trösten. Ist aber das Herz des Menschen unschuldig und rein, so offenbaret sich an ihm das heilige Wort als Gottes Kraft, und als das köstliche Labsal des Himmels, welches da stärket die Seele zum ewigen Leben."

„Damit also, lieben Kinder, das göttliche Wort euch jederzeit freundlich und trostreich erscheine, so bleibet stets fromm, und bewahret die Unschuld des Herzens!"

„Ja das wollen wir, liebster Vater," riefen die Kinder einhellig, „das wollen wir; denn es giebt doch keine

edlere Freude, als die wir heute empfunden haben bey Anhörung des göttlichen Wortes."

11. Der Maybaum.

Die Jünglinge eines Dorfes setzten einst einen Maybaum. Die schönste Birke in dem nahen Walde ward hiezu erwählet und aufgestellt in der Mitte des Dorfes. Der Baum ragte über alle Häuser empor, und ward mit bundfärbigen Bändern von Seiden, und mit Flittergold und allerley Glöcklein verzieret. Das Gold aber und die Bänder rauschten im Winde, und lieblich erklangen die Glöcklein.

Die Jugend des Dorfes stand in Reihen, und hüpfte herum, und freute sich sehr des schön verzierten Baumes.

Nachdem aber der Maybaum acht Tage lang in der Sonnenhitze gestanden hatte, da verschwand seine Schönheit auf einmal. Sein grünes Laub war verdorret und abgefallen, und die dürren Aeste hiengen matt und erstorben herab.

Da kam Gottlieb, des Schullehrers kleiner Sohn, niedergeschlagen nach Hause, und sprach also zum Vater: „Ach, woher mag es doch kommen, daß der vorhin so zierliche Baum nun auf einmal so häßlich und so entstellt ist? Ist es doch Schade um das Gold und die Bänder und Glöcklein an dem dürren, ausgetrockneten Holze!"

„Sieh, lieber Sohn," antwortete darauf der Vater, „weil der Baum von seinen Wurzeln getrennt ist, so kann er nicht mehr an sich ziehen die Säfte der Erde, noch auch den Thau und den Regen des Himmels, und jeder Sonnenstrahl, der sonst so wohlthätig für ihn war, beschleunigt jetzt sein Verderben."

„Und also, mein Kind, ergeht es auch jeglichem

Menschen, der seinen Gott aus dem Herzen verlieret. Denn Gott ist die alleinige Wurzel, an welcher wir, und welche an uns bleiben muß, woferne unser Leben schön dahin fliessen und Himmel und Erde wohlgefällig seyn soll! denn wir vermögen ohne Gott weder das Wollen, noch das Vollbringen des Guten. Hat sich aber der Mensch durch einen ungöttlichen Wandel geschieden von Gott, so ist er auch reif zum Verderben, und er hat — als ein Gottloser, Schönheit und Menschenwürde verloren, sollte er auch mit Gold und Seide geschmückt seyn, und die Rede seines Mundes klingen, wie lieblicher Glöcklein Ton.“

12. Der Bienenstich.

Wilhelm hatte öfter Umgang gepflogen mit einem bösen Mitschüler. Die besorgten Eltern hatten ihm dieses mehrmal verwiesen, aber vergebens. Jetzt verboth ihm der weise Vater die verderbliche Gesellschaft mit der ernstlichen Drohung, ihn empfindlich zu strafen, woferne er sich noch einmal bey dem bösen Knaben blicken lasse. Da ward Wilhelm unwillig in seinem Herzen, und entfernte sich mit widerspenstigem Sinne vom Vater; denn jener nichtswürdige Geselle hatte die Liebe des unschuldigen Knaben schon zu sehr gewonnen.

Da war desselben Abends Wilhelm, nicht ferne von dem Vater, im Garten, stand am Bienenhause, und belauschte die geschäftigen Thierchen an der Oeffnung des Stockes, welchen ihm der Vater an seinem letzten Namenstage geschenkt hatte. Er ward eine Ameise gewahr, die so eben, mit Beute beladen, aus dem Stocke hervorbrach. Eilig hob Wilhelm ein Stäbchen vom Boden. „Wart', du diebische Bienenfeindin! nimmermehr

sollst du durch deine Räubereyen meine Bienen beunruhigen!" so sprach er, und tödtete die Ameise.

Da fuhr eine Biene, durch seinen Hauch geweckt, auf ihn zu, und stach ihn ins Ohr! „Ach! ach!" schrie er, „und eilte zum Vater, welcher ihm mit liebreicher Hand den Stachel aus dem wunden Ohre heraus nahm. „Undankbares Thier!" sprach Wilhelm erzürnt, „ich that dir wohl, und dafür thust du mir wehe: ich meynte es so gut mit dir, und du vergaltst mir die Wohlthat mit einer schmerzhaften Wunde!" „Wilhelm!" erwiederte darauf der weise Vater, „warst du heute nicht eben so undankbar, als die Biene? Meynte ich es weniger gut mit dir, da ich dir verboth, mit einem Nichtswürdigen umzugehen? Denn böse Gesellschaft ist die Feindin der Jugend, die da unvermerkt die Unschuld in ihrem Herzen ertödtet. Sieh, die Eltern verstehen es besser, als ihr Kinder, was euch nützet und schadet; und wenn sie auch etwas untersagen, das euch lieb und angenehm ist, so thun sie euch wohl, und dennoch verursacht ihr ihnen gar oft durch Ungehorsam schmerzliche Betrübniß."

Wilhelms Herz ward durch diese Rede des Vaters getroffen, und er versprach es ihm heilig, ihn nie wieder durch Widerspenstigkeit zu betrüben.

13. Der Epheu. *)

Ein Gärtner hatte einen Apfelbaum in seinem Garten, welchen er liebte vor allen Bäumen des Gartens; denn er trug das schönste und schmackhafteste Obst, und war noch kein einziges Jahr unfruchtbar im Garten gestanden. Auch Edmund, sein Söhnlein, liebte den Baum,

---

*) Immergrün oder Ewiggrün genannt.

und reinigte ihn sorgfältig von Raupen und Würmern. Jetzt schlängelte sich lieblicher Epheu um den Baum, und dem Knaben gefiel er desto mehr. Er sagte es voll Freuden dem Vater: „Komm nur einmal, mein Vater, und sieh, der liebe Baum ist mit neuem Schmucke bekleidet.“

Der Vater kam nun, und sah den wuchernden Epheu am Baume. „Was du für Schmuck hältst, mein Kind,“ sprach er, „das ist verderbliches Unkraut, und es muß ausgerissen werden, sammt seiner Wurzel.“

„Aber, mein Vater,“ erwiederte der Knabe, „es ist doch so lieblich; sieh nur, wie die glänzendgrünen Blätter die dunkle Rinde so schön überkleiden!

Darauf sagte der Vater: „Mag dir auch das glänzende Grün noch so sehr gefallen, du weißt wohl: Nicht alles, was glänzet, ist Gold, und nicht allzeit ist das Schöne auch nützlich. Denn sieh nur, wie das gleissende Unkraut überhand nimmt, so trocknet es dem Baume die Wurzeln, und nach und nach muß er verdorren. — Gerade so, mein Kind, wächst auch neben der Tugend der eitle, eigenliebige Dünkel, und wie dieser zunimmt, entzieht er jener den Saft und die Kräfte, und so muß sie endlich ersterben. Wohl gefällt sich der Mensch in dem Eigendünkel, und er trennet sich ungern von der eitlen Einbildung. Aber die Trennung muß einmal geschehen; denn Tugend besteht nicht — ohne die lautere Demuth.“ So sprach der Vater, und reinigte den Baum von dem wuchernden Unkraut.

„Ach! des lieblichen Epheus!“ seufzte wehmüthig der Knabe.

14. Das menschliche Leben.

Der edle Pfarrherr von Blumenbach saß an einem Sonntag, nach geendigter Vesper, unter der großen Linde neben dem Pfarrhaus.

Die Jünglinge und Mädchen des Dorfes hatten sich um ihn herum zur Feyertags-Schule versammelt, und sie hiengen alle mit gespannter Aufmerksamkeit an dem Munde des ehrwürdigen Pfarrers; denn er lehrte sie mit Liebe und Nachdruck.

Er hatte vor acht Tagen vieles mit ihnen von dem menschlichen Leben gesprochen, und es der horchenden Jugend aufgegeben, dazu ein Gleichniß zu finden bis auf den kommenden Sonntag. „Nun denn, ihr Jünglinge!" so sprach jetzt der forschende Lehrer, „womit vergleichet ihr denn das menschliche Leben?"

Da stand Paulus, des Dorfführers Sohn, ehrerbiethig auf, und sprach: „Ich finde das Leben einem Kegelspiel ähnlich. So lang das Spiel währt, da stehet der König, höher und schöner gestellt, in der Mitte, und er gilt mehr, als die übrigen Kegel. Ist aber das Spiel aus, so wirft man ihn, gleich den übrigen Kegeln, in die Grube daneben. Also auch giebt es im menschlichen Leben große und vornehme Leute, die da mehr gelten, als die Kleinen und Armen, welche wenig geachtet neben jenen einhergehen. Aber der Tod macht allem Vorzug ein Ende, und in dem Schoose der Erde ruhet der Große, ohne Unterschied, neben dem Kleinen.

„Gut und richtig ist deine Vergleichung, mein Paulus," sprach der zufriedene Pfarrherr, „merket es euch, ihr Söhne und Töchter von reicheren Eltern, und achtet den ärmeren Bruder, um seiner Dürftigkeit wegen, ja

niemal geringe; denn kurz ist das Leben, und dort drüben hat kein Vorzug der Erde, sondern einzig die Tugend geltenden Werth.“

„Wohlan denn, ihr Mädchen, womit vergleichet denn ihr das menschliche Leben?“

Da erhob sich mit Anstand Röschen, des Verwalters Tochter, und sprach: „Ich vergleiche das Leben mit einem Faden.“

„Wenn ich am Spinnrädchen sitze, da ziehe ich einen Faden nach dem andern vom Rocken herunter, bis die Spule gefüllt ist, oder bis es mir beliebt, den Faden zu brechen.“

„Also auch spendet der liebe Gott dem Menschen ein Jahr nach dem andern, bis es ihm wohlgefällt, abzuschneiden den Faden des Lebens.“

„Schnell bricht das Fädlein, und schnell ist es oft um Gesundheit und Leben des Menschen geschehen.“

„Auch ich bin mit der geschicktesten Hand nicht im Stande, einen Faden zu spinnen, ohne daß mehrere Knöpflein, größer oder kleiner, mit einlaufen. Also ist auch der Faden des menschlichen Lebens nicht immer eben und glatt, sondern der liebe Gott hat es also geordnet, daß Leiden und Trübsale wechseln mit erfreulichen Tagen.“

„Liebes Röschen!“ versetzte hierauf der Pfarrherr mit sichtbarer Freude, „dein Gleichniß ist eben so schön, als es wahr ist; und darin liegt für euch, meine Kinder, eine zweyfache Lehre.“

„Gebt sorgfältig Acht auf die edle Gesundheit, damit ihr nicht durch Unbedachtsamkeit das kostbare Leben

euch kürzet, und lernet in allen Schicksalen des Lebens, in den Tagen der Freude und der Trauer, die Weisheit Gottes anbethen; denn Er ordnet alle Dinge einzig zu unserm Besten."

15. Das Bäumchen.

Gotthard war ein frommer, alter Schloßgärtner. Die Knaben und Mädchen des Dorfes kamen gerne zu ihm; denn er wußte ihnen allerlei schöne Geschichten zu erzählen, und sein Mund war immer voll weiser Reden. Da war er eines Abends eben daran, ein wildes Birnbäumchen zu pfropfen, und etliche Kinder standen — wie gewöhnlich — um ihn herum. Gotthard aber hatte ein Baumsäglein in der Hand und sägte die Krone des Bäumchens herunter. „O weh!" riefen die Kinder, „nun ist es ja gar um das Bäumchen geschehen!" Der Gärtner aber lächelte, machte einen Spalt in das abgeschnittene Bäumchen, pfropfte ein edles Reis darauf, und verband alles sorgfältig. Darnach sprach er: „Seht, lieben Kinder, hätte ich den Stamm, wie er war, aufschießen lassen, so wäre er wildes Holz geblieben, und hätte niemals genießbare Früchte getragen. Darum mußte ihm ein Reis von edlem Stamme gegeben werden, damit das Bäumchen künftig auch edle Blüthen und Früchte hervorbringen möge."

„Auch der Mensch, meine Lieben, ist so zu sagen von wilder Art, wenn er — sich selbst überlassen — heran wächst; denn er ist von Natur mehr zum Bösen geneigt, als zum Guten, und es herrscht in ihm die Begierde nach unrechten Dingen; denn jegliches Kind greift nach dem Verbothenen schnell und begierig; aber lang=

sam und unwillig thut es, was recht ist. Deßwegen haben euch Vater und Mutter frühzeitig eingepflanzt die heilige Gottesfurcht, und dadurch die wilde Natur veredelt, daß ihr nun scheuen möget das Unrecht, und lieben, was gut ist. Und jetzt erst könnet ihr, gleich dem veredelten Bäumchen, auch edle Früchte der Tugend hervorbringen, die kostbar sind im Angesichte des Himmels und erfreulich den Menschen."

„O! wie können wir," sprachen die Kinder, „den lieben Eltern genug danken für solche Wohlthat und Treue!"

„Liebet eure Eltern, und seyd ihnen gehorsam! dieß wird ihnen der liebste Dank seyn, sagte der Gärtner, und ging dann hin zu zwey anderen Bäumchen, welche daneben standen, und die er im vorigen Jahre gepfropft hatte. Er ergriff zwey starke Stäbe, setzte sie neben den Stämmen tief in die Erde, und band sie fest an einander. — Da sprachen die Kinder: „O! die Bäumchen sind ja viel schöner — im Stande der Freyheit, warum doch giebst du den zarten Gewächsen das zwängende Band, und die unansehnlichen Stecken?"

„Dieses geschieht," sprach der Gärtner, „damit sie kein Sturmwind abbreche, oder niederbeuge zur Erde, sondern damit sie gerade empor wachsen, und ihre Häupter gegen den Himmel tragen. Haben sie einst tief in der Erde gewurzelt, und genugsame Stärke gewonnen, so nehme ich die Stecken hinweg, und lasse sie frey; denn sie vermögen alsdann sich selber zu halten."

„Gerade so, meine Kinder, ist auch für euch, in zarter Jugend, der Stand der Freyheit über alles gefährlich; denn ihr seyd noch zu schwach und unverständig,

euch selber zu leiten und vor dem Verderben zu schützen. Deßwegen nehmen euch Eltern und Lehrer mit liebender Hand unter strenge Aufsicht und Zucht, damit sie euch vor Verführung und tausend Gefahren behüten, und für den Himmel erziehen. Hat aber einmal die Liebe zur Tugend in euren Herzen kräftige Wurzeln geschlagen, dann werdet ihr freyer gelassen; denn ihr vermöget alsdann euch selber zu hüten vor Unrecht und Sünde."

„Vater Gotthard!" sprachen die Kinder, „wir wollen uns merken, was du gesagt hast; habe Dank für die lehrreichen Worte."

Gotthard reichte nun jedem Kinde einen Blumenstrauß, und damit hüpften sie munter nach Hause, und erzählten den Eltern, was sie der weise Gärtner gelehrt.

16. Die untergehende Sonne.

Bernard und Valentin waren zwey glückliche Brüder; denn sie hatten einen weisen Vater und eine gottesfürchtige Mutter, welche von den Knaben innig geliebt wurden.

Aber die fromme, geliebteste Mutter starb nun, und die Söhne trauerten sehr, und vergossen häufige Thränen um sie.

Nachdem sie den ersten Schmerz ausgeweint hatten, führte sie des Abends der Vater hinaus in das offene Feld. Die Sonne neigte sich eben zum Untergange, und sendete nur noch ihre letzten goldenen Strahlen über die Erde.

Da blickte der Vater sinnend und schweigend hinein in das sinkende Gestirn des Tages und sprach nach einiger Weile: „Süßen Trost, liebe Kinder, verkündet die

untergehende Sonne in unsrer Trübsal. Sehet, sie hat wieder Licht, Wärme und Leben ausgegossen über alle Geschöpfe der Erde; sie hat ihr Tagwerk vollendet, und nun gehet sie unter, und wir weinen nicht, daß sie uns verläßt; denn wir wissen, am heitern Morgen geht sie wieder schöner und herrlicher auf.

Die unvergeßliche Mutter war für euch, lieben Kinder, wahrhaftig ein lebendiges Bild der wohlthätigen Sonne. Denn sie hat euch gelehret: Aufschauen zum Himmel, und bethen und Gott fürchten, und damit hat sie euerer Seele besseres Licht, Wärme und Leben gegeben."

Nun aber wollte der Vater im Himmel, der sie uns gegeben, daß sie uns wieder verlasse, und da sollten wir uns nicht hingeben dem Uebermaaße des Schmerzes; denn wir wissen ja, dort drüben im bessern Lande geht sie schöner und herrlicher auf, um in Segen zu ärndten, was sie in Segen hienieden gesäet.

„Vater! mein Vater!" sprach hierauf Valentin, der ältere Knabe, „schön ist deine Rede, und es ist mir nun nicht mehr so wehe in meinem Herzen: denn wir werden sie wieder sehen unsere geliebteste Mutter."

„Ja," sprach der Vater, „wir werden sie wieder sehen, Kinder! schön und verkläret, wie die Sonne am heitern Morgenhimmel."

17. Die Korn-Aehren.

Augustin war ein Knabe von hellem Verstande und großen Fähigkeiten. Was immer in der Schule gelernt wurde, das faßte er richtig und schnell, und er übertraf an Kenntniß alle seine Mitschüler. Der Lehrer hatte

deßwegen große Freude an ihm. Aber mit Betrübniß hatte er auch bemerket, daß der Knabe täglich zunahm an Trotz und eitler Einbildung; denn er sah über andere Knaben mit verachtendem Stolze hinweg, und sein Mund war immer voll Prahlerey und hochmüthiger Worte. — Da jammerte der Lehrer des aufgebläheten Knaben, und er dachte in seinem Sinne: was nützt ihm doch sein Verstand und das Vielwissen — ohne die Güte und Demuth des Herzens? Es wird doch nichts aus ihm, wenn er nicht geheilt wird von seiner stolzen Einbildung!" Er führte also den Knaben eines Tags hinaus in das Saatfeld. Es war eben die Zeit, da die Früchte des Ackers herangereift waren, und hie und da banden die Schnitter schon Garben.

Sie standen vor einer schönen Kornbreite, und die Aehren rauschten im Winde.

Da sprach der Lehrer: „Mein lieber Augustin! du siehst hier mancherlei Aehren. Die einen erheben ihr Haupt stolz zu dem Himmel empor, die andern aber neigen es tief zur Erde hernieder; sag einmal, welche von beyden ziehest du vor?

„Die ersteren," antwortete der Knabe, ohne sich lange zu besinnen, denn es geziemet dem Hohen, vor dem Niedrigen doch immer der Vorzug."

„So scheint es," versetzte der Lehrer, „aber du weißt wohl, der Schein betrügt uns gewöhnlich. Komm nur einmal, und sieh!" Und der Knabe trat hinzu, betrachtete die Aehren genauer und sprach: „Ach! ich habe mich geirret, denn taub ist jegliche Aehre, die da empor steht, und ich finde kein Körnlein darin. Aber schwer

von Segen und voll Körner sind alle, die sich hernieder neigen zur Erde.“

Da antwortete der Lehrer und sprach: „Sieh, da hast du nun ein Bild des Stolzes und der Demuth gefunden. Sag mir, mein Lieber, wolltest du denn dem tauben, leeren Halme lieber gleichen, als der vollen, gesegneten Aehre?

Der Knabe schwieg, und schlug seine Augen beschämt nieder, denn er nahm die Worte des liebreichen Lehrers zu Herzen, und er fing von dieser Zeit an, stille und voll Demuth zu wandeln. Und der Lehrer und alle Menschen liebten ihn nur desto mehr; denn er nahm jetzt zu an Milde und Bescheidenheit mit jeglichem Tage.

18. Das Splitterchen.

Ein Vater ging eines Tages mit seinem Söhnlein hinaus in das nahe Gehölze. Munter wandelte Hänschen, so hieß der Knabe, von einem Baume zum andern, und was immer sein Auge erblickte, erhöhte die Freude seines schuldlosen Herzens. Da kamen sie zu einer Eiche, an welcher eben zwey rüstige Männer Hand angelegt hatten, um sie zu fällen. Hänschen verweilte mit Lust; denn es gefielen ihm die gewaltigen Hiebe, und er hatte noch nie eine Eiche fällen gesehen. Jetzt sprang auf einmal dem zu nahe lauschenden Knaben ein Splitterchen ins Auge. Ach, da lief er traurig und erschreckt zum Vater, rieb mit der Hand am Auge, und das helle Wasser rann ihm, wie ein Thränenbächlein, über die Backen herunter, und er konnte nicht ruhen, bis endlich der Vater das Splitterchen fand, und es mit vorsichtiger Hand aus dem Auge heraus zog.

„Ach des blinden, thörichten Menschen!“ sprach nach einiger Weile der sinnige Vater. „Das kleinste Splitterchen im Auge läßt ihm keine Minute weder Ruhe noch Rast, bis es endlich heraus ist; aber den Balken im Herzen kann er Jahre lang behalten, ohne daß es ihn kümmert, denselben hinaus zu schaffen!“

„Aber sag' mir, mein Vater,“ fragte der Knabe, „was ist denn der Balken im Herzen?“ „Das ist, liebes Kind,“ versetzte der Vater, „z. B. die bittere Feindschaft, oder die sündhafte Lust; oder irgend eine andere Leidenschaft, welche den Menschen der Reinheit und Ruhe seiner Seele beraubet.

„Darum, mein Sohn! merk' es dir für jeglichen Tag deines Lebens: Was immer den Frieden und die Freude deines Herzens stören will — ruhe nicht, bis es heraus ist, wie beym Splitter im Auge. Denn ein gutes, argloses Herz ist doch unendlich mehr werth, als ein gutes, unbeschädigtes Auge.“

19. Die Blumenwahl.

Ein Gärtner hatte drey liebe Kinder, Rudolph, Albert und Lieschen mit Namen. Munter gingen sie eines Tages im Garten umher, und betrachteten mit Lust die Pracht und die Schönheit der mannichfaltigen Blumen.

„Sag' einmal, lieber Bruder,“ fieng Rudolph an, „welche Blume gefällt dir am besten?“

„Vor jeder andern gefällt mir,“ erwiederte Albert, „die Lilie; denn sieh nur, sie ist so schön weiß, wie neugefallener Schnee, und glänzend wie ein milder Sonnenstrahl.“

„Du hast übel gewählt, mein Bruder,“ sprach nun

Lieschen, seine Schwester, „mag die Lilie immerhin schön seyn, so fehlet ihr doch, was uns jede Blume vorzüglich werth macht, die Annehmlichkeit des Geruches. Da ist mir die Nelke viel lieber; denn sie ist wohl eben so schön, und wohl noch schöner, als deine Lilie, und dabey voll des lieblichsten Wohlgeruches.“

„Keines von euch, ihr lieben Geschwister, hat noch das Beste gewählt, „sprach jetzt Rudolph, der ältere Bruder, „meine Lieblingsblume ist die Rose; denn sie übertrifft jede andere an Schönheit, und ihr Geruch ist viel feiner und milder als Nelkengeruch. Zudem ist der Vorrang der Rose schon längst entschieden, und sie ist und bleibt auch für immer die Königinn unter den Blumen.“

Kaum hatte Rudolph dieses gesprochen, so erschien der Vater im Garten, und Albert und Lieschen erzählten ihm hastig den Wettstreit, und bathen, er möchte entscheiden und sagen, welcher Blume wohl er den Vorzug einräume?

„Lasset, ihr Lieben, den unnützen Streit,“ sprach der Vater, „mir ist eine Blume so lieb und werth, wie die andere, wenn jede zu der Schönheit und dem Nutzen gedeiht, wozu der Schöpfer die Kraft in sie legte. Wenn jede die Bestimmung erreicht, wozu ich sie in den Garten gepflanzt habe, dann sehe ich jede mit Herzenslust an, und pflege ihrer ohne Unterschied, und bewahre sie mit zarter Sorgfalt. Wenn sie mir aber im Keime oder in der Blüthe verderben, und so die Liebe der pflegenden Hand mit Undank vergelten, dann werden sie ausgerissen, die eine so gut, wie die andere, und in die Grube geworfen, darin das Unkraut vermodert.“

„Nun sehet, lieben Kinder! die Welt ist Gottes Garten, und jeder Mensch eine Blume, die Gottes Hand dahin pflanzte. Der Mensch sey nun Taglöhner oder Bürger, Edelmann oder auch König: wenn jeder mit Treue wandelt in seinem Berufe, und die Bestimmung erreicht, wozu ihn Gottes Hand schuf, so ist dem lieben Gott der eine so lieb, wie der andere; denn vor ihm gilt nicht das Ansehen der Person, sondern einzig die Treue. Verfehlt aber der Mensch seine Bestimmung, und giebt sich hin dem Verderben der Welt, so wird er auch vor Gottes Angesicht verworfen — ohne Unterschied, der König mit seiner Krone nicht minder, als der Bettler im zwilchenen Kittel."

20. Das Saamenkorn.

Es war ein freundlicher Herbsttag. Der Landmann war hinausgegangen, sein Feld anzubauen für das kommende Jahr.

Da ging ein frommer Vater mit seinem Sohne an einem Acker vorüber, wo eben der Säemann den Saamen in das wohlgepflügte Land ausstreute.

Der Knabe hatte es lange mit Wohlgefallen betrachtet, wie aus der vollen Hand des Säemanns die Körnlein in die Furchen herniederfielen.

„Vater!" so sprach er jetzt, „da sieht man's nun recht, daß Gott allmächtig ist; denn das Saamenkorn ist so klein, und doch wächst es zu einem schönen großen Halme empor!„ „Du hast wohl Recht, mein Sohn," antwortete darauf der Vater, „der liebe Gott bringt überall in der Natur aus dem Kleinen das Große hervor: aus dem winzigen Körnlein den schattigen Baum, aus

vielen Bächlein den gewaltigen Strom, und aus dem kleinen Saamenkorn den kräftigen Halm mit der vollen gesegneten Aehre."

„Und es gehet, mein Kind, in dem Reiche der Tugend und Wahrheit nicht anders, als in dem Reiche der Natur. Gleich dem Saamenkörnlein kommen auch das Gute und Böse — klein und winzig — in das Herz des Menschen. Aber sie nehmen bald überhand, und werden unmerkbar mächtig und groß. Die größten Verbrecher haben mit geringen Fehltritten die Laufbahn des Lasters betreten, und alle Auserwählten des Himmels haben vorerst ihre Tugend im Kleinen geübet."

„Darum, lieber Sohn, nimm auch du den Saamen der Tugend schon frühzeitig auf in dein Herz, und bewahre und pflege ihn mit sorgsamer Liebe. Sind es gleich nur erst die zarten, unansehnlichen Keime des Guten, was sich in der Seele des Knaben gestaltet, so denk nur: Bald und unmerkbar erhebt sich der unansehnliche Keim zur reifen, gedeihlichen Frucht. Verschließe dagegen dein Herz der allerersten Reitzu gzum Unrecht, und halte ja nichts für ein Kleinigkeit in Dingen, die dem allsehenden Auge Gottes mißfallen; sondern denk immer: Was jetzt nur klein ist, wird bald groß und gewaltig."

„O, mein Vater!" sprach darauf das Knäblein mit gerührter Seele, „ich will sorgfältig meiden die allerkleinste Sünde, damit ich nicht in größere falle, und dich und den lieben Vater im Himmel beleidige."

21. Die Veilchen.

Ein Pächter hatte einen sumpfigen Moosgrund mit großem Aufwande von Mühe und Kosten trocken gelegt,

um ihn fruchtbar zu machen. Eines Tages gieng er mit seinem Knaben hinaus, um das getrocknete Land zu sehen. Jetzt war es mit fettem Gras überwachsen, und unter dem Grase blüheten liebliche Veilchen.

Munter, wie die Freude, lief der Knabe von einer Blume zu der andern, und er sammelte bald ein schönes Sträußchen, und brachte es seinem Vater, daß er sich auch an dem lieblichen Wohlgeruche erquickte.

„Vater!" so sprach der Knabe, „hast du denn auch diese Veilchen gepflanzet?"

„Ich habe," antwortete der Vater, „weder das Gras, noch die Blumen gepflanzet: ich habe nur Graben gezogen, die Sümpfe zu trocknen, und denn das getrocknete Land mit fettem Dünger begeilet. Der liebe Gott aber segnete die Mühe, und ließ hervorwachsen reichliches Gras — unsern Heerden zur Nahrung, und diese Veilchen sproßten daneben, damit wir uns freuen möchten ihrer Schönheit und ihres lieblichen Geruches."

„Sieh, mein Kind, wenn wir arbeiten und unsere Pflicht thun, so schenkt uns der Segen des Himmels nicht nur das Nothwendige und Nützliche, sondern auch das Angenehme und Schöne, daran unser Herz sich ergötze. Denn Gott ist die Liebe; und dem liebenden Vater genüget es nicht, seinen Kindern die nöthige Nahrung des Lebens zu spenden, sondern er will auch, daß sie sich freuen, damit das erfreute Gemüth desto leichter sich öffne, des liebvollen Vaters in Liebe zu gedenken."

22. Das hochzeitliche Kleid.

Margarethe hatte von ihrer Ahnfrau ein schönes Kleid zum Geschenke erhalten. Es war von weißer, glänzen=

der Seide, mit schön gestickten rothen Blümchen übersäet, und — dessen Saum mit feinen Spitzen verbrämt. Das Mädchen hatte daran eine unbeschreibliche Freude. Mit Herzenslust sah sie es unzähligemal an, und zeigte es jeder ihrer Gespielinnen, und der Gedanke an das schöne Kleid war ihr erster beym Aufwachen, und ihr letzter vor dem Einschlummern.

Als sie es aber am Hochzeittage ihres Bruders das erstemal anzog, da hatte sie das Unglück, beym Essen einen Flecken in das hochzeitliche Kleid zu bringen. Bitterlich weinte das Mädchen, als es nach Hause kam, und der Mutter den Unfall erzählte. — Nach einiger Zeit begegnete es ihr wieder, daß sie das Kleid mit zwey andern Flecken beschmutzte. Es schmerzte sie zwar, aber lange nicht mehr in so hohem Grade, wie das erstemal, und sie vergoß nun schon keine Thräne mehr.

„Sieh, meine Tochter," sprach jetzt die verständige Mutter, die dieses bemerkt hatte, „es geht mit der Unschuld, wie es dir mit deinem schönen Kleide ergieng; denn es ist die Unschuld so recht das hochzeitliche Kleid der unsterblichen Seele."

„Man achtet und schont das schöne Kleid, so lange es rein und unbefleckt ist. Wird es aber mit dem ersten Flecken verunstaltet, so betrübt und ärgert man sich. Indeß ist es nun einmal geschehen, und man schonet und achtet es weniger. Viel gleichgültiger sieht man den zweyten Flecken an, merkt kaum mehr auf den dritten und vierten, und in kurzer Zeit ist das schöne Festkleid ein verworfener Lappen."

D'rum zittre vor dem ersten Schritte,
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

23. Der Berg.

In einer von Gebirgen umschlossenen Gegend lebte ein edelgesinnter Vater mit seiner Familie auf einem schönen, friedlichen Landgute. Sein ältester Sohn hieß Sigmund. „Vater!“ sprach dieser einmal zu ihm, „ich bin nun schon zwölf Jahre alt, und noch nie habe ich einen unserer Berge bestiegen!“

„Nun denn,“ sagte darauf der Vater, wenn du diese Woche hindurch recht fleißig und gehorsam seyn wirst, so will ich dir am nächsten Feyerabende die Freude machen, und mit dir einen derselben besteigen.“

„Gewiß, liebster Vater! will ich recht folgsam seyn,“ sprach der Knabe.

Der Feyerabend war erschienen, und der Vater hatte mit Sigmund die Reise nach dem höchsten Berge in der Gegend angetreten. Nachdem sie über eine halbe Stunde weit aufwärts gegangen waren, da sprach der Knabe: „Ach, mein Vater! wie bin ich so müde an allen Gliedern, und wie schwer wird mir das Athmen.“ Der Vater aber sprach ihm Muth ein, und sagte: „Nur munter vorwärts, mein Sohn! oben am Ziele wirst du dich freuen der ausgestandenen Mühe.“ Sigmund nahm nun alle seine Kräfte zusammen. Der Vater aber reichte ihm seinen Arm, daß er sich daran einhalten möchte, und so gelangten sie glücklich bis zu dem Gipfel des Berges. Hier lagerten sie sich unter dem Schatten der Bäume, wischten den Schweiß von der Stirne, ruheten aus, und sahen mit Herzenslust hinab auf den langen steilen Weg, den sie zurückgelegt hatten. Die Luft, welche sie umwehete, war rein und mild, und sie athmeten so leicht, als wären sie neugeboren. Nicht ferne vernahmen sie

das Murmeln einer Quelle, und in dem Grase erblickten sie mancherley schöne Blumen und Beeren, die der Knabe noch niemal gesehen hatte. Sigmund ging hin, und trank aus der Quelle, und pflückte einige von den Blumen und Beeren. Die eine Hälfte der Blumen flocht er zu einem schönen Kranz, um ihn der lieben Mutter zu bringen; die andere Hälfte aber, die er in einen Strauß gebunden hatte, brachte er dem Vater, und sprach: „O, mein Vater! wie wohl ist's mir nun wieder in meinem Herzen! und wie hat der kühlende Trank meine Seele erquickt! Verkoste nur einmal von diesen Beeren, wie süß sie schmecken! und nimm diese Blumen, wie lieblich sie duften! So ein kräftiger Wohlgeruch ist in unserm ganzen Thale nirgend zu finden!"

„Nun ist uns die überstandene Mühe wohl tausendfältig belohnt!"

„Ja freylich, mein Sohn," erwiederte darauf der fromme Vater, und du hast nun, durch eigene Erfahrung, ein Bild des Tugendweges gefunden."

Auch der Pfad der Tugend ist steil und mühsam zu wandeln; denn schmal ist der Weg, und eng die Pforte, die da führet zum Leben. Und: Das Reich Gottes leidet Gewalt, und nur die Gewaltigen vermögen einzudringen in das Heiligthum, welches da ist die göttliche Tugend. Wer aber Gewalt braucht, erreicht das Ziel, und findet am Ziele Ruhe und Freude und jenen süßen Frieden der Seele, der sich nur fühlen, aber nicht aussprechen läßt, und in dem Himmel haben die heiligen Engel für ihn eine unverwelkliche Krone geflochten." Also redete der Vater Der Sohn aber sprach mit bewegtem Gemüthe: „O, mein

Vater! möchte eine solche Krone auch für mich geflochten werden! „O, ich will gewiß den Pfad der Tugend wandeln und um darauf zu beharren, so viel Gewalt brauchen, als nur immer in meinen Kräften ist."

Und darauf erwiederte der Vater: „Wenn wir, liebes Kind! nur redlich thun, was wir können, so wird der liebe Gott treulich hinzu thun, was wir nicht vermögen. Denn gleichwie ich dir, da du matt und schwach werden wolltest, meinen Arm reichte, um dir Berg an zu helfen: also auch ist die Hand Gottes unsichtbar mit einem jeden, der da wandelt auf dem Pfade der Tugend, und es werden dem Ohnmächtigen Kräfte vom Himmel gesendet, auf daß er nicht unterliege, sondern am Ziele frohlocke."

Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Voll Kampfes und voll Leiden;
Doch weiterhin führt er zum Heil
Und zu des Himmels Freuden.

24. Die Hammerschläge.

Leopold war ein leichtsinniger, aber dabey gutmüthiger Knabe. Vor seinem jugendlichen Feuer hatte er nirgend weder Ruhe noch Rast. Er sprang und hüpfte, wo man ihn sah, und zerbrach mitunter nicht selten Krüge und Schüsseln, wenn sie ihm im Wege waren. Oft hatten ihm die Eltern seine Unart verwiesen, und Leopold versprach dann immer ernstlich, stiller und bedachtsamer zu werden; allein der leichtsinnige Junge hatte seine Vorsätze bald wieder vergessen.

Da sprang er denn einmal hastig auf die Bank, stieß mit dem Kopfe an eine gemalte Tafel, und diese fiel sammt dem Nagel herunter. Da trat eben der Vater

ins Zimmer, indeß Leopold verlegen und furchtsam hin sah auf das Gemälde, welches zum Glück unbeschädigt vor ihm lag.

„Unbesonnenes Kind!" sprach der Vater, „so sind also deine schönen Vorsätze schon wieder gebrochen?" „Liebster Vater!" so bath ihn der Knabe mit aufgehobenen Händen, „nur dieses Mal verzeih mir noch, du sollst mich nimmermehr eines solchen Fehlers schuldig finden. Erlaube nur, daß ich hingehe, und einen Hammer hole, um das Gemälde wieder an seiner vorigen Stelle zu befestigen." Der Vater ließ es geschehen, und Leopold kam bald mit dem Hammer zurück, schlug ein Paarmal auf den Nagel, und wollte nun das Gemälde daran aufhängen.

„So bleibt sich der Leichtsinn doch überall gleich: was er thut, ist allemal leichthin und oberflächlich gethan," sprach der Vater, ergriff dann selber den Hammer, und schlug den Nagel mit vielen starken Streichen in die Mauer hinein.

„Wozu doch, mein Vater," fragte ihn Leopold, „so viele gewaltige Schläge?"

„Damit der Nagel fest und sicher halte in dem Gemäuer," — versetzte der Vater, „hätte er vorhin fester und tiefer gesteckt, so würdest du ihn nicht so leicht losgemacht haben, und hätten deine Vorsätze fester und tiefer im Herzen gehaftet, du hättest ihrer nicht wieder so schnell vergessen. Denn was der wiederholte Hammerschlag dem Nagel ist, das ist die Erneuerung edler Entschlüsse dem menschlichen Herzen. Dir dünkte nach einem Paar Schlägen der Nagel schon fest. Allein du irrtest; denn er

wird mit jedem Hammerschlage noch tiefer in die Mauer getrieben. Alsdann mag man sich auf seine Festigkeit verlassen, und er kann, ohne los zu werden, auch schwere Lasten ertragen.“

„Merke dir dieses, mein Kind, und erneuere ohne Unterlaß deine guten Vorsätze, und präge sie so immer tiefer und tiefer in dein Gemüth; dann wirst du sie nicht so leicht wieder brechen.“

25. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.

Mariane war das einzige Kind armer, aber gottesfürchtiger Taglöhnerleute. Ihren Vater hatte sie schon frühzeitig verloren. Die fromme Mutter ließ es sich nun in ihrem Wittwenstande Tag und Nacht recht sauer werden, um sich und ihre Tochter ehrlich zu ernähren; vor allem erzog sie dieselbe in kindlicher Gottesfurcht; „denn,“ sagte sie oft zu ihr, „ich bin arm, liebes Kind, und kann dir einst Nichts hinterlassen. Wenn du aber nur Gott fürchtest, so bist du reich genug; denn Er wird alsdann dein Vater seyn.“ Nachdem Mariane eilf Jahre alt war, da wurde ihre liebe Mutter krank, und zur nämlichen Zeit brach nächtlicher Weile Feuer im Dorfe aus, welches so schnell um sich griff, daß, außer einem Paar Scheunen, im ganzen Dorfe nichts mehr gerettet werden konnte. Das kranke Weib ward in eine der gebliebenen Scheunen gebracht; aber der Schrecken und eine Verkältung thaten ihr so wehe, daß sie den Tag darauf starb.

Nun war Marianne eine wahrhaft arme, von aller Menschen-Hülfe verlassene Waise. Denn Niemand im Dorfe konnte oder wollte sich ihrer erbarmen. „Wir haben selber kein Obdach mehr,“ hieß es überall, möge dir gleichwohl Gott helfen!“

Was wollte nun das arme Mädchen anfangen? Zu betteln schämte sie sich, und arbeiten konnte sie nicht; denn sie war bisher noch immer in die Schule gegangen.

Weinend und weheklagend verließ sie also das Grab ihrer Mutter und die Brandstätte des Dorfes, und gieng fort ohne zu wissen wohin?

Sie war schon einen weiten Weg gegangen, und hatte sich endlich in einem Walde verirret. Es war schon später Abend, und sie hatte noch keinen Ausweg gefunden. Traurig und voll Hunger — legte sie sich also unter einem Baume nieder, um einzuschlafen. Aber mit dem frühesten Morgen erwachte sie wieder, und ihr Elend fiel ihr nun mit seiner ganzen Schwere auf das Herz. „Ach, mein Gott!" seufzte sie, „von Menschenhülfe bin ich verlassen: willst denn auch du mich verlassen?"

Innigst betrübt wandelte sie weiter, und suchte, ob sie nicht einige Beeren finden möchte, ihren quälenden Hunger damit zu stillen. Da hörte sie nicht ferne ein Thier kläglich ächzen. Sie gieng der Stimme nach, und fand einen Fuchs, der mit wunden Beinen da lag, und sich nicht von der Stelle bewegen konnte. Mitleidig sah sie das kranke Geschöpf an, und verband seine Wunden mit Moos und Gras, so gut sie es konnte. Das Thier schien ihr danken zu wollen, und streckte die Zunge nach ihr aus, als ob es nach Speise verlangte. „Armes Thier!" sprach Mariane, „wohl kann ich deine Wunden verbinden, aber dir Speise zu verschaffen, vermag ich armes Mädchen nicht; denn ach! in dieser Wildniß werde ich wohl selber verschmachten müssen vor Hunger!!"

Kaum hatte sie also gesprochen, da flog ein Geyer vorüber; der ließ ein geraubtes Lämmchen aus seinen

Klauen gerade vor das kranke Thier herniederfallen. — In stummer Betrachtung sah Mariane dem armen Geschöpfe zu, wie es die erwünschte Nahrung so begierig aufzehrte. Auf einmal empfand sie leisen Trost in ihrer gedrängten Seele. „Du lieber Gott!" sprach sie, „nein, du kannst auch mich nicht zu Grunde gehen lassen, da du dies arme Thier so väterlich ernährest." Und nun fiel ihr auch das Lied ein, welches ihre Mutter in traurigen Stunden so oft gesungen hatte. Sie warf sich auf ihre Kniee nieder, und sang es nun auch mit anmuthsvollem Gemüthe;

„Sieh, die Vögel in den Lüften,
Sieh, das Wild in Felsenklüften,
Fisch im Wasser, Thier im Wald
Finden Speis' und Unterhalt.
Sollte denn der Mensch allein
Von seinem Gott verlassen seyn?"

Nachdem sie das Lied geendet hatte, erblickte sie zuerst einen Hund, dann einen Jäger nebst einem vornehmen Herrn, welche die Spur des Thieres in die Nähe geführt hatte. Mariane erschrack, als sie dieselben erblickte. Der vornehme Herr aber nahete sich ihr liebreich, und fragte sie, was sie hier mache, und was für ein schönes Lied sie denn gesungen hätte?

Mariane erzählte ihm nun mit weinenden Augen ihr trauriges Schicksal, und bath ihn, sich ihrer zu erbarmen. Der vornehme Herr, welcher ein Edelmann aus der Nachbarschaft, und von edlem Gemüthe war, wurde durch die Erzählung innigst gerührt, und er reichte ihr aus der

Jagdtasche zu essen hervor, und nahm sie hernach mit sich auf sein Schloß zurück. Hier ließ er sie in allen weiblichen Arbeiten unterrichten, und sorgte für sie mit väterlicher Liebe sein Leben lang. Und so ward es auch an Marianne wahr:

„Wer auf Gott vertraut, hat wohl gebaut.“

Zweyte Abtheilung.

1. Der Strom.

Ein Lehrer wandelte einst mit einigen seiner Schüler an dem Ufer der Donau. Lange verweilte ihr aufmerksamer Blick bey den gewaltigen Fluthen; denn sie wälzten sich ruhig hinab, und glichen einem ungeheuern, geglätteten Spiegel. Da fragte ein Schüler: „Liebster Lehrer! wie ist es doch möglich, daß der große und mächtige Strom dennoch so stille, und geräuschlos dahin fließt?

„Dies kömmt von seiner Tiefe,“ versetzte der Lehrer; „denn ihr wisset ja wohl, meine Lieben: Nur seichte Wässer rauschen; was tiefen Grund hat, fließt still und sanft dahin.“

„Und also ist es auch in dem Leben des Menschen. Nur seichte Thoren sind es, die da viel Lärm machen, und durch Geräusch ihre Schwäche und Unwissenheit ankünden.“

„Das Leben des Menschen, dessen Kraft und Tugend tiefen Grund hat in seinem Gemüthe, ist stille und geräuschlos; denn er weiß ja: Worte thun's nicht, denn sie machen den Menschen nicht groß; sondern das Werk lobt den Meister.“

Da erhob ein anderer Knabe seine Stimme und sprach: „Lieber Lehrer! ich wüßte wohl auch zu dem Flusse ein Gleichniß zu finden; aber ich kann's nicht recht sagen.“

„Rede nur, wie du es weißt," versetzte der Lehrer, und der Knabe sagte darauf:

„Es ist mit der Zeit, wie mit dem Strome; gleichwie das Wasser vor unsern Augen verschwindet, also vergehen auch die Stunden."

„Ja wohl, meine Kinder," fuhr dann der Lehrer fort, „der eilende Strom ist das treueste Bild der Zeit. Gleichwie die millionenmal Millionen Tropfen, die in diesem Augenblicke vorüberfließen, unwiederbringlich dahin sind, also ist auch der Augenblick, da wir sie wahrnehmen, unwiederruflich verschwunden.

„Der Tropfen wie der Augenblick
Kehrt nimmermehr zurück."

„Darum, liebe Kinder, wendet jede Stunde so an, daß ihr nie Ursache habet, ihren Verlust zu bereuen, und vergesset niemal: Die Zeit ist flüchtig; aber wir vermögen, ihr den Werth der Ewigkeit zu geben — durch weisen Gebrauch."

2. Der Zeisig.

Die kleine Elisabeth hatte einen Zeisig, welchen sie liebte über die Maßen; denn er war schön und sang lieblich von Morgens bis Abends. Sorgfältig gab sie ihm täglich zum Futter Hanfkörner, süße Milch und weißes Brod, und das Vögelein liebte sie wieder, und that überaus schön und freundlich mit ihr. Es hüpfte ihr auf die Schultern, und pickte sie mit dem Schnäbelchen sehr liebreich, und wenn sie die Hand nach ihm ausstreckte, ließ es sich gerne von ihr haschen und liebkosen.

Da kam einmal Hannchen, ihre Gespielin, ins Haus, und wollte das liebe Thierchen, welches mit Elisabeth so zutraulich that, auch fangen, und ihm liebkosen. Aber

da flatterte das erschreckte Vögelein scheu in dem Zimmer umher, und stieß sich erbärmlich am Fenster also, daß sein Schnäbelchen blutete. Als aber Elisabeth sich dem Vögelchen nahete, so ließ es sich gerne wieder fangen, und war wieder so zuthätig, wie sonst.

Da trat eben Elisabeths Vater ins Zimmer, und sie erzählte ihm hastig, was sich mit dem Vögelchen zutrug, und fragte ihn, woher es doch komme, daß der Zeissig gegen Hannchen so feindselig, mit ihr aber so zutraulich thue?

„Sieh, mein Lieschen," versetzte der Vater, „weil du das Vögelein liebest, und es täglich mit Speise und Trank emsig versorgest, so ist es dir dankbar, und liebt dich aus Dankbarkeit wieder, und thut deßwegen so schön und freundlich mit dir. Und damit, liebes Kind, giebt dir das Thierchen eine beschämende Lehre!"

„Deine Eltern thun dir wohl unendlich mehr Gutes, als du dem Vögelein thun kannst. Denn es kostet uns viel saure Mühe und Schweiß, dir Nahrung und Kleider zu schaffen, und deine Mutter hat aus Liebe zu dir gar viele Nächte durchwacht, und manche Thräne geweint, und allerley Plagen ausgestanden, bis sie dich auferzog: und dennoch kannst du es so oft über dein Herz bringen, die liebe Mutter durch Ungehorsam zu betrüben!! Bist du also nicht undankbarer, als das unvernünftige Vögelein?"

Jetzt fieng Elisabeth laut an zu weinen, lief eilig zur Mutter, fiel ihr um den Hals, bat sie um Verzeihung, und versprach es ihr unter häufigen Thränen, sie nimmermehr zu betrüben, sondern durch willigen Gehorsam ihr Freude zu machen.

3. Das Licht der Nacht.

Bertold, ein edelmüthiger Jüngling, hatte zwar nicht reiche, aber gottesfürchtige Eltern, von denen er in frommer Einfalt erzogen war, und er hieng mit inniger Liebe seines Herzens an ihnen. Ach! und nun starben ihm, an einem bösartigen Fieber, beide in einer Stunde. Da ward die Seele des Jünglings innigst betrübt und voll Schmerz. „Ach mein Vater! ach meine Mutter!" schrie er nur immer, und niemand war, der ihn zu trösten vermochte. Da gieng er eines Abends hinaus in das freye Feld, ob da die Ruhe nicht wiederkehren möchte in seinem gepreßten Gemüthe.

Er wandelte einen langen Weg, schweigend und in düsterer Wehmuth versenkt, dahin, und fand am Ende eines Wäldchens eine ländliche Hütte — von einem Garten umgeben. Ein freundlicher Greis mit silberweißen Haaren kam ihm entgegen. Bertold erschrack, als er seiner gewahr wurde. Der alte Mann aber sprach voll Güte zu ihm: „Holder Jüngling! woher noch so spät? und warum so betrübt; denn deine Augen sind ja voll Thränen?" Der Jüngling erzählte ihm nun die Ursache seines Schmerzens, und darauf versetzte der ehrwürdige Alte; „Gerecht sind deine Thränen, mein Sohn, und ich bemitleide dich: doch vertrau' nur auf Gott: Er wird dir Vater und Mutter seyn." „Auf Gott vertrauen?! ach, mein Verlust ist unersetzlich, und ich sehe nichts vor mir, als Elend und Jammer!" so seufzte der Jüngling, und ein Strom von Zähren stürzte ihm aus den Augen. „Laß mich," fuhr er fort, „laß mich, lieber Mann, wieder zurückkehren, und den Schmerz ausweinen am Grabe mei-

ner Geliebten; denn dieses allein mag mir die gedrängte Seele wieder erleichtern.“

Der Greis aber ergriff seine Hand voll Liebe, und sprach: „Nicht also, mein Lieber! sondern vielmehr komm herein in meine Hütte, ruhe aus, und was meine Armuth zu geben vermag, das steht dir bereit zum Abendessen. Denn sieh, die Nacht bricht an; du könntest dich im Walde verirren, und auf schreckliche Abwege gerathen.“

„Nicht doch;“ erwiederte Bertold, „denn die Sterne funkeln am Himmel, und bald wird auch heraufsteigen der freundliche Mond. Sie werden mir leuchten in dunkler Nacht, daß ich des Weges nicht verfehle.“

„Wohl, mein Sohn!“ sprach jetzt der Greis mit feierlichem Ernste, „du kannst also dem Mond und den Sternen vertrauen, daß sie dir leuchten in dunkler Nacht, und dich denes Weges sicher geleiten! Und Dem, der den Mond auf- und untergehen heißt, und die Sterne, wie Lämmer, am Himmel weidet, Dem kannst du nicht vertrauen?! Hat Er denn nicht Hülfe für jegliche Noth, und Licht für jegliche Nacht?“

Diese Worte giengen dem Jüngling durch die Seele, und er fiel dem weisen Manne gerührt um den Hals, und sprach: „Mann Gottes! verzeih mir. Mit Schaam erkenne ich jetzt und bereue meine Kleinglaubigkeit. Ja, ich will von nun an Gott vertrauen; Er wird mich nicht verlassen!“ „Wahrlich, Er kann, Er wird dich nicht verlassen; fuhr der Greis fort, „denn Er ist vornämlich der Waisen Gott und der Verlassenen Vater.“

Und nun ward der Jüngling hineingeführt in die Hütte, und der liebreiche Mann gab ihm von den Früchten des Gartens zu essen, und labende Milch zu trinken,

und hörte nicht auf, seine betrübte Seele zu erheitern durch göttliche Worte.

Des andern Morgens aber dankte ihm Bertold mit Thränen im Auge für seine Liebe, und gieng getröstet von dannen.

4. Der Sturm.

Es hatte einst viele Wochen nicht mehr geregnet. Die sengenden Strahlen der Sonne drückten ermattend den Wanderer; es erblaßte die Flur; die Bäche und Quellen waren halb ausgetrocknet; die Blumen fiengen an zu welken, und die ausgebrannte Erde schien zu verschmachten.

Da kam nun über Nacht ein Sturm, von einem fruchtbaren Regen begleitet, und die ganze Gestalt der Natur ward nun auf einmal geändert. Da trat Vater Helwig mit seinem Sohne hinaus in das Saatfeld, und erquickte sich an der Schönheit und Anmuth, womit die Erde nun wieder geschmückt war.

„Nicht wahr, mein Vater," so sprach der Sohn, „Nach dem Sturme glänzen die Strahlen der Sonne noch einmal so herrlich, und mit neuer Lieblichkeit blühen und duften die Bäume und Blumen wieder, und die vorhin welkenden Pflanzen erheben neugestärket ihr Haupt von der Erde gegen das Licht des Himmels empor?"

„Du hast wohl recht, mein Sohn," antwortete der Vater, „und da siehst du, wie väterlich Gott die ganze Natur versorget und regieret! Also regieret und erzieht er auch — seine Kinder — die Menschen; denn was Sonnenschein und Sturm der Natur sind, das sind die Tage der Freude und der Trauer dem menschlichen Herzen."

„Scheinet dem leichtsinnigen Menschen zu lange die blendende Sonne des Glückes, so wird die verblendete Seele

dürr und kraftlos zum Guten, und er wendet gar bald sein Antlitz von Gott und dem Himmel hinweg, und kehret es nieder zur Erde, und wandelt — als ein Irdischgesinnter — im Staube, und hänget sein Herz an die Sünde."

„Nun aber verkehret Gott die Freude des Menschen in Schmerz, und sendet über ihn Stürme des Unglücks hernieder: da besinnet sich die Seele des Verirrten, und, woferne er nicht zu dem Geschlechte der Verworfenen gehöret, erhebt sich sein Blick von der Erde zum Himmel, und er wendet sich weg von der Sünde zu Gott — und er stehet nun da in neuer Schönheit und Anmuth, und die heiligen Engel freuen sich seiner."

5. Die wüste Gegend.

Neben einem stillen Dorfe lebte auf seinem Landgute ein Edelmann, welcher sehr reich war und von edlem Gemüthe. Er hatte einen Sohn, Namens Wilhelm, welchen er überaus liebte; denn der Knabe wuchs heran, lieblich und hoffnungsvoll, wie ein blühendes Bäumchen, das herrliche Früchte verspricht.

Nur hatte der Vater an ihm eine übermäßige Liebe des Geldes bemerkt; denn nichts ergötzte ihn mehr, als seine gesammelte Münze zu zählen und wieder zu zählen. Wenn er irgend ein Gold- oder Silberstück zum Geschenke erhielt, so steckte er es begierig in seine Sparbüchse, und er gab alles andere lieber weg, als etwas von seinem gesammelten Schatze.

Da fürchtete der Edelmann in seinem bekümmerten Vaterherzen, es möchte in dem Knaben überhand nehmen der Geiz, und er sann daher frühzeitig auf irgend ein

Mittel, die junge Seele zu bewahren vor dem schändlichen Laster.

Er machte sich deshalb eines Morgens auf, und gieng mit Wilhelm in eine ferne Gegend — über Berge und durch Wälder bis zur Mittagszeit. Die Sonne schien brennend heiß, und wie glühend war der Sand unter ihren Füssen. Den Knaben aber hungerte und dürstete sehr, denn sie hatten die Heimath verlassen, ohne etwas gegessen oder getrunken zu haben und des Edelmanns Sohn hatte in seinem Leben noch niemals Hunger gelitten.

Sie giengen noch eine Strecke fort; da warf sich der Knabe kraftlos hin auf den Boden, und sprach: „Ach mein Vater, wie bin ich so matt an meinem ganzen Leibe, und ich verschmachte beinahe vor Hunger und Durst!!"
„Mein Sohn!" erwiederte der Vater, „hast du denn nicht einige von deinen Gold= oder Silberstücken bei dir?

Da schlug Wilhelm beschämt die Augen nieder, und sprach voll Unwillen: „Ach! was nützet mir dies? sie können mir doch nicht stillen den quälenden Hunger und Durst. O wie gerne wollte ich jetzt all mein Erspartes hingeben für ein Stück Brod, und einen Becher voll kühlenden Wassers!!"

„Nun denn," sprach der Vater, „so laß uns wieder heimwärts kehren: denn hier in dieser Wüste ist nirgends eine Quelle oder ein Bächlein, noch auch ein fruchtbarer Baum, daß wir Erquickung finden möchten." Der Knabe erhob sich, und sie wandelten schweigend den Rückweg. Da kam ihnen ein armes Weib entgegen, das einen Korb in der Hand trug, und sie um ein Almosen bath. „Liebes Weib!" sprach Wilhelm zu ihr, „was hast du denn hier in dem Korbe?"

4 *

„Etliche Stücklein Brod, versetzte das Weib, „und eine Flasche voll Milch lauter milde Gaben, die ich vor den Thüren gutherziger Menschen erhalten habe.“

Jetzt hüpfte Wilhelm auf vor Freude, griff eilig in seine Tasche und sprach: „Da, liebes Weib, nimm all mein Geld, was ich habe, und gib mir dafür zu essen von deinem Brode, und zu trinken von deiner Milch.“

Das Weib gab ihm beides, und der Knabe aß und trank nach Herzenslust. Das arme Weib aber dankte für das reiche Geschenk, und schied unter tausend Segenswünschen von ihnen.

„O mein Vater!“ sprach nach einiger Weile der Knabe, „wie ist mir nun wieder so wohl, und wie hat das Labsal meine Seele erquicket!!“

„Also, mein Sohn,“ versetzte der Vater, „erquicket es auch die Seele des armen und elenden Menschen, wenn ihm vermögliche Leute von ihrer Habe ein Labsal bereiten, und ihn speisen und tränken von ihrem Ueberflusse, auf daß er Linderung empfange in seinem Elende. Und der erquickte Arme segnet seinen Wohlthäter, und der liebe Gott im Himmel siehet mit Wohlgefallen auf ihn hernieder, und lohnet ihm die Barmherzigkeit zeitlich und ewig.“

„O mein Vater!“ sprach der Knabe, „nun erst weiß ich, wie wehe es thut, Hunger und Durst leiden zu müssen! Nun will ich auch, so viel ich vermag, speisen die Hungrigen, und tränken die Durstenden. Laß dir, liebster Vater, dankbar die Hand küssen, daß du mich gelehret hast, die Gaben Gottes weise zu gebrauchen.“ — — Und Wilhelm hielt Wort; denn von jetzt an bekam er ein mitleidiges Herz; er behielt sein Spargeld nimmer in der Büchse, sondern gieng hin, und theilte es aus unter

die Söldner seines Vaters, und unter die armen Kinder des Dorfes.

6. Das Weizenfeld.

Schon war die Wintersaat reif, und der Landmann hatte die Schnitter gesendet, den reichen Segen des Feldes in die Scheuer zu bringen. Da gieng auch der edle Herr des Dorfes Lindheim mit seinem Sohne hinaus in das nahe Weizenfeld, wo seine Knechte und Mägde in Reihen standen, und jauchzend die unzähligen Schnitthäuflein einsammelten, um sie in Garben zu binden.

„Der Herr sey gelobt!" sprach der Vater, denn reich ist die Erndte des Ackers, und groß der Nutzen, welchen mir bringen wird der schöne, ergiebige Weizen!!"

„Aber, mein Vater," sagte darauf der Sohn, „warum hast du denn des edlen Weizens nicht noch mehr gesäet? Um wie viel reicher wäre die Erndte, wenn du auch jene Haber-Breite — dort neben dem Wäldchen damit angebaut hättest? Kärglich sproßte der Haber, denn das Unkraut erstickte den Saamen. Schöner und nützlicher wäre die Breite, wenn sie dir auch so köstlichen Weizen hervorgebracht hätte."

Und darauf versetzte der Vater: „Es erzeuget aber, mein Kind! nicht jegliches Land auch jegliche Frucht. Soll das Ackerfeld Weizen hervorbringen, so muß es vorerst mit aller Sorgfalt wohl vorbereitet, und mit treuem Fleiße gepflegt werden; denn nur auf dem besten Grunde gedeihet das Edle."

„Also ist auch, mein Sohn, das Herz des Menschen der Grund, und sein Werk ist die Frucht, welche darin zur Reife gelangt."

„Nur in einem guten, sorgsam gebildeten Herzen kann die edelste Frucht im Reiche Gottes — die Tugend gedeihen. Versäumt man aber die Bildung des Herzens für Wahrheit und Tugend, so wird das Herz böse und verdorben, und wie könnten aus einem schlechten Grunde edle Früchte hervorgehen? Ein verwahrloseter Boden kann nichts, als Unkraut und Disteln und Dornen erzeugen.“

7. Der Rosmarin und der Lorber.

Neben einem Lorberbaume stand in bescheidener Schönheit ein Rosmarinstrauch. Da fieng der Lorber an, sich über den Rosmarin stolz zu erheben, und sprach also zu ihm:

„Wie klein und unbedeutend stehest du doch neben mir! denn sieh nur einmal herauf zu meiner herrlichen Krone; ihr Laub schmückt die Stirne des gewaltigen Siegers in Schlachten, der da Völker unterjochet, und Königreiche erobert.“

„Aber deine Blätter, lieber Bruder, träufen auch vom Blute der Völker;“ erwiederte in Demuth der Rosmarin, „dagegen ein Kranz von meinen Zweigen geflochten, krönet das Haupt reiner Jungfrauen und Jünglinge, die da überwinden den Feind ihrer Seele; und ein Sträußchen von mir schmücket noch die kalte Brust dessen, der da vollendet hat den letzten Kampf der Natur. Sind also deine Zweige dem Menschen ein Zeichen des Sieges über andere, so sind ihm die meinigen ein Zeichen des Sieges über sich selbst!“

Lorber. Die Glücklichen, welche ich kröne, staunet die Welt an, und erzeiget ihnen Bewunderung und Ehrfurcht. —

Rosmarin. Allein die Welt blickt auch mit Furcht und Schrecken auf sie hin, und zittert vor den Schritten

ihres Grimmes!! Die Auserlesenen aber, die ich bekränze, genießen der Freundschaft edelmüthiger Seelen, und jedermann nahet sich ihnen mit Liebe.

Lorber. Wessen Stirne ich schmücke, dem eilet sein Volk frohlockend entgegen, und empfängt ihn mit Jubelgesang und lautem Triumphe. —

Rosmarin. Aber in das Jubelgeschrei seufzen und weinen Tausende, die im Elende schmachten!! Dem Edlen aber, dessen Haupt ich schmücke, schaffe ich den Beifall und die Ruhe eines guten Gewissens, und süssen Frieden mit seinen Brüdern — den Menschen.

Lorber. Die Namen der Helden, die ich kröne, werden in Erz und Marmor gegraben, und verewiget in köstlichen Denkmälern —

Rosmarin. Welche der Zahn der Zeit allmählig zermalmet, oder die Nachwelt zertrümmert!! Dagegen die Namen der Helden, welche ich kröne, werden aufgezeichnet im Buche des Lebens, und sie stehen angeschrieben im Himmel.

Lorber. Die erhabenen Häupter, deren Zierde mein Laub ist, empfangen nicht selten zum Lohne ihrer Thaten Fürsten-Kronen von schimmerndem Golde und köstlichem Edelgestein. —

Rosmarin. Die ihnen nach wenigen Jahren ein Mächtigerer vielleicht, gewiß aber der Tod wieder entreißt!!

Dem Geschlechte der Auserwählten hingegen, deren Zierde ein Kranz von meinen Zweigen ist, tragen die heiligen Engel eine unverwelkliche Krone entgegen, die ewig ist, wie Gott, und wie die Freude des Himmels! — —

Jetzt verstummte der Lorberbaum; denn er konnte der Kraft der Wahrheit nicht wiederstehen. Der Rosmarin aber grünte in neuer Schönheit und Anmuth; denn er hatte der Unschuld das Wort gesprochen.

„Ihr Lieben, die ihr das leset! trachtet ihr nur, den schlauesten Feind in euerm Innersten, die böse Lust, zu besiegen, und so die Unschuld des Herzens zu bewahren: dann seyd ihr vor dem Richterstuhle der Weisheit größer und ehrwürdiger, als mancher Held der mit Lorbern gekrönt ist. Denn man kann Völker besiegen, und dabei doch ein feiger und niedriger Sklave seiner Leidenschaften seyn. Wer aber sich selbst überwindet, der ist der größte Held vor Gottes Angesicht.“

8. Das Adler-Nest.

Ein Jäger durchstreifte mit seinem Knaben mehrmal ein nahes Felsengebirge. Hier befand sich in einer weiten Kluft das Nest eines Adlers. Der Knabe bath seinen Vater, er möchte ihm erlauben, das Nest in der Nähe zu betrachten. „Nicht doch, mein Sohn,“ sprach der Vater, „die Befriedigung deiner Neugierde würde dir übel bekommen; denn der Adler bewahret sein Ey mit gar zärtlicher Sorgfalt, und wehe dem, der es wagen wollte, sich demselben zu nahen, oder das Ey zu verletzen! Nach einiger Zeit aber fanden sie das Nest leer, und der Vater trat mit dem Knaben hinzu, und dieser betrachtete es nun von allen Seiten. Es war gebauet aus künstlich verflochtenen Stäben und Ruthen, und durch Schilf und mancherlei Zweige, wie mit Bindfaden, zusammengefüget. In der Mitte des Nestes aber lag die zerbrochene Schale eines Adler-Eyes.

„Aber sieh nur, mein Vater!“ sprach jetzt der Knabe,“

das Ey liegt ja zerbrochen im Neste! Verdienet denn wohl ein so brechliches Ding so zärtliche Sorgfalt?"

Und darauf antwortete der Vater: „Der Adler, mein Kind, schützt und bewahret das zarte Ey nicht um der Schale, sondern um des Adlers wegen, den das Ey einschließt. Einmal öffnet sich die Hülle, und der Adler gehet hervor, steiget auf zur Sonne, und kümmert sich nicht mehr der Hülle. Und hierin ist eine wichtige Lehre enthalten."

„Mit gleicher Sorgfalt soll auch der Mensch seinen Leib schützen und bewahren vor jeglichem Schaden; denn er ist die Hülle des Geistes, und es kann dieser Hülle kein Leid wiederfahren, ohne daß auch mit leide der edle Bewohner, der in ihr lebet und wirket. Daher sind wir es dem Leibe schuldig, um des Geistes willen, seiner in vernünftiger Liebe zu pflegen, und ihn zu bewahren vor Unheil, bis die Stunde schlagen wird, da die Hülle zusammen fällt. Jetzt schwingt sich der Geist zur lebendigen Geister-Sonne, von welcher er ausgieng, empor, um sie ewig zu schauen, und läßt die Hülle dem Staube zurück, von dem sie genommen ward."

9. Das gläserne Schüsselchen.

Die kleine Julie bekam einmal von ihrer Baase ein gläsernes Schüsselchen zum Geschenke. Es war mit lieblichen Blumen bemalt, und rund herum mit goldenen Streifen verziert. Das Mädchen freute sich ungemein, als es das glänzende Geschenk erblickte, und es eilte hinweg von der Baase, und lief im Uebermaß der Freude nach Hause. Aber da stieß das eilende Mädchen gerade vor der Thüre des Hauses an einen Stein, daß sie niederfiel auf die Erde. „Ach wehe! mein schönes Schüssel=

chen!" schrie sie, nachdem sie wieder aufgestanden war, und die Mutter erblickte, welche auf ihr Geschrey aus dem Hause gekommen war. Schluchzend erzählte sie der Mutter ihr Unglück, hob die Scherben auf, zeigte sie mit Wehmuth der Mutter, warf sie erzörnet auf die Strasse, und sprach: „Pfui, du brechliches Ding! ist deine Schönheit nur von so kurzer Dauer, so will ich auch die gleissenden Trümmer nicht länger mehr haben!"

„Ungerecht ist dein Zorn, liebes Julchen!" versetzte die Mutter, „denn was kann doch das Glas dafür, daß du es nicht sorgsamer bewahrtest? Du weißt wohl, mein Kind! unter allen brechlichen Dingen ist das Glas eines der brechlichsten; wird es aber fleissig bewahret, so kann es unzählige Jahre unversehrt erhalten werden. Sieh, liebe Tochter, ein eben so brechliches Ding ist es um die Unschuld des Herzens. Wird sie nicht mit treuer Sorgfalt bewahret, ach! so ist es in einem einzigen unbewachten Augenblicke um das edelste Kleinod der Jugend geschehen."

„Wirst du aber deine Unschuld mit heiliger Treue bewachen, und jeder Gefahr mit Behutsamkeit ausweichen; so wirst du auch das kostbarste Kleinod unbefleckt erhalten, und mit ihm Friede und Freude in deinem Herzen bewahren."

10. Die Weide.

Isidor, ein kluger und bescheidener Dorfsführer, wandelte einst durch die Auen, worauf die zahlreichen Heerden des Dorfes weideten. Er trug eine Axt auf der Schulter; denn er wollte sich einige Stäbe abhauen, um die jungen Baum=Stämme daran zu binden, die er neben seinem Hause gepflanzt hatte. Auf dem Wege traf

er Michel, einen gutmüthigen Hirtenknaben an, welcher neben dem Schmerlenbache saß, und die hellen Thränen in das Bächlein weinte.

„Armer Knabe,“ sprach Isidor mitleidig, „warum weinest du so bitterlich?“ „Ich sollte nicht weinen?“ antwortete der Knabe mit Schluchzen: „Ach, es lief mir ein Lamm von der Heerde! Ich eilte ihm nach; da fand ich es unter den Händen eines Knaben, der es neckte. Glücklich befreute ich es aus den Händen des Unbarmherzigen. Aber nun brach er einen Ast von dieser Weide da, und schlug aus allen Kräften auf mich und auf das Schäfchen. Da setzte das erschreckte Thier über den Bach; der Knabe aber lief davon, und ich sitze nun da, und kann nicht hinüber, um das arme Schäflein zu holen Fluchen möchte ich diesem Unglücksbaume da. O du böse, böse Weide! wärest du nicht hier gestanden, ich hätte sicher mein liebes Lamm noch, und dürfte nicht weinen!“

„Deßwegen darfst du nicht weinen, lieber Michel,“ sprach Isidor mit freundlicher Stimme, „steh auf, laß uns einige starke Aeste von dem Baum hauen, und damit ein Brücklein über den Bach machen. Dann magst du hinübergehen, und dein Schäfchen suchen.“ Sie machten es so, und als das Brücklein fertig war, gieng Michel hoffend hinüber, blies auf seiner Hirtenflöte, und sieh, das Schäflein folgte dem gewohnten Schalle der Flöte, und kam hervor aus dem Dickicht des nahen Gesträuches, und Michel sprang voll Freuden dem lieben Thiere entgegen, und führte es frohlockend über das Brücklein zurück.

„Nun Michel,“ sprach Isidor, „willst du der Weide noch zürnen? War denn der Baum Schuld daran, daß

du das Lämmlein verlorest, oder der muthwillige Knabe? Und sind nicht das Brücklein, das dich zu deinem Schäfchen hinüber führte, und die liebliche Flöte, womit du es locktest, sind sie nicht beyde von dem nämlichen Baume?"

„Sieh, liebes Kind, es kömmt jede Gabe des Himmels gut aus der Hand Gottes, und sie wird nur in der Hand des Menschen mißbrauchet zum Bösen. Dieselbe Sonne macht das Wachs weich, und die Erde hart. Aus derselben Blume sauget die Spinne Gift, von welcher die Biene Honig einsammelt. Und eben so wird dieselbe Gottesgabe, womit der edle Mensch wohlthut und segnet, in der Hand des Bösen ein Werkzeug des Verderbens."

„Ich danke dir, Vater Isidor, für den weisen Rath und die lehrreichen Worte" sprach Michel, küßte ihm die Hand, nahm das Lamm auf seine Schulter, und trug es frohlockend zur Heerde zurück.

11. Die Fliege.

Ein Vater saß eines Abends mit seinen zwey Söhnen in dem Schatten der Gartenlaube. Da erblickte Florian, der ältere Knabe, in der Ecke der Wand ein großes Spinnengewebe, und die Spinne war eben daran, eine Fliege, die sich in ihrem Netze gefangen hatte, zu haschen.

„Wart, du böses, heimtückisches Thier!" sprach Florian zur Spinne, du sollst mir die Beute nicht haben!" und befreyte die arme Gefangene.

„Dein Mitleid, lieber Bruder," sprach Kaspar, der jüngere Knabe, „ist wohl am unrechten Orte. Wie möchte ich mich doch der verachteten Fliege erbarmen, deren Unverschämtheit uns oft so lästig und zuwider ist?"

„Du irrest, mein Brüderchen,“ antwortete darauf Florian, „ich denke vielmehr, es wäre schön und edel gehandelt, einem jeden Geschöpfe, möge es gleich verachtet und lästig seyn, Mitleiden zu erzeigen, und es aus Noth und Gefahren zu erretten. Nicht wahr, lieber Vater?“

„Ja wohl ist dieses schön und edel,“ sagte darauf der Vater. „Möchtet ihr, lieben Kinder, nur immer an jeglichem Menschen, auch an eurem Feinde, gleiche Milde und Sanftmuth üben, und ihm das Böse mit Gutem vergelten!“

„Aber sag mir doch, lieber Vater,“ so fragte jetzt Kaspar, „wie kann denn die Fliege, welche, wie du uns einmal sagtest, unzählbar viele Augen hat, dennoch so blind und so dumm seyn, in das Netz der Spinne zu gehen?“ Und darauf antwortete der Vater: „Die lüsterne Fliege, mein Kind, eilet leichtsinnig nur immer von einer Lockspeise zur andern, und siehet, von der leidenschaftlichen Begierde geblendet, nichts, als die Lockspeise, darnach sie gelüstet, und so stürzet sie, mit ihren vielen tausend Augen wie blind, in das Fangnetz. Und eben so, lieben Kinder, ergehet es auch dem Leichtsinne der Jugend, welcher gedanken- und sinnlos von Genuß zu Genusse herumschwärmt, und in der leidenschaftlichen Hitze die Gefahren und Abgründe, an denen er schwebet, nicht siehet, bis er hinein gestürzt ist. Denn Leichtsinn und Leidenschaft sind blind, weil sie nicht sehen wollen; und wer nicht sehen will, dem können hundert tausend Augen nichts nützen.“

12. Die Rosen-Knospen.

Theodor und seine Schwester Marie hatten einen Rosenstock, welcher ihnen besonders lieb war, und dessen sie pflegten mit emsiger Sorgfalt.

Beyde standen eines Tages neben dem Stocke, welcher Marien gehörte. Diese betrachtete ihn lange — in tiefen Gedanken versunken, und ihr Herz war betrübt. Da sprach der Vater, welcher ihnen zusah: „Was für Gedanken führest du doch in deiner Seele, meine Tochter! denn dein Antlitz ist nicht so heiter wie sonst?“

„Ach, mein Vater!“ erwiederte Marie, „ich hatte mir einige Knospen, die sich am Strauche zuerst bildeten, sorgfältig gemerkt. Vor wenigen Tagen noch erhoben sie ihr Haupt schön und anmuthig gegen den Himmel, und jetzt — stehen sie da blätterlos und verwelket! Da dachte ich in meinem Sinne: die Rose ist so schön von Gestalt, und doch hat sie keinen Bestand; denn sie währet von heute auf morgen! und dieß ist es, was meine Seele betrübet; denn ich liebe die Rose vor allen Blumen des Gartens.“

Und darauf versetzte der Vater: „Auch die Rose, meine Kinder, ob sie gleich unter den Blumen die edelste ist, hat das nämliche Schicksal, wie alle ihre Schwestern; sie entstehet, ist nur ein Weilchen, und vergehet dann wieder.“

„Und dasselbe Schicksal mit allen erschaffenen Dingen hat auch der Mensch. Ob er gleich unter den Geschöpfen der Erde das edelste ist, so ist doch sein Leben von kurzer Dauer. Denn schnell, wie die Zeit der Knospen, eilet die Zeit der blühenden Jugend vorüber; flüchtig sind die Tage des männlichen Alters, wie die Dauer der entfalteten Rose, und die Jahre des Greises rücken heran bald und unvermerkt, wie das Welken der Blume. — Darum, lieben Kinder, saget ja niemal: wir sind noch jung; sind wir erst älter geworden,

dann wollen wir weise seyn und thun, was Gott und den Menschen gefällt. Nicht also, meine Kinder! sondern ihr könnet nicht zu frühe anfangen, zu arbeiten und Gutes zu wirken; denn schnelle und unvermerkt erscheinet die Nacht, da niemand mehr wirken kann."

Indeß der Vater also redete, naheten sie sich dem Stocke, welcher Theodorn gehörte. Dieser war ihnen schon vorangesprungen, und betrachtete mit geschäftiger Freude eine Rose nach der andern. Da erblickte er auf einmal eine Knospe, die angefressen war bis auf den Blumenkelch hinein, und es hiengen nur noch einige Blättlein am Stengel. Der Knabe jammerte sehr, und sprach: „Ach, lieber Vater! sieh nur, die allerschönste Rose ist mir nun auf einmal verdorben!!"

„Da seht ihr, lieben Kinder," erwiederte darauf der Vater, „daß nicht jegliche Knospe zur Blume gedeiht. Raupen und Würmer zerfressen, oder muthwillige Kinder verderben sie gar oft schon in ihrer ersten Blüthe. Und also geschieht es nicht selten auch an dem Menschen. Wer zur vollen Gesundheit und männlichen Kraft gelangen will, der muß von Jugend an seinen Leib in aller Zucht und Ehre bewahren; denn der Leichtsinn, der mit dem Menschenleibe umgeht, wie muthwillige Buben mit Blumenknospen, und die schändlichen Werke der Verführung — haben schon unzählige Jünglinge und Mädchen verdorben, und ins Grab gestürzet in ihrer schönsten Blüthe."

„Darum, lieben Kinder, haltet euren Leib heilig, wie die edelste Blume im Garten Gottes, die man pfleget in Liebe, und in aller Wachsamkeit bewahret vor Schaden, damit sie gedeihe. Achtet ihn über alles hoch,

wie ein heiliges Gefäß, das man mit aller Sorgfalt in Acht nimmt, und kaum zu berühren waget, um nichts daran zu verderben."

„Und wenn ihr das thut, so werdet ihr einst, der reifen Blume gleich, schön und kräftig dastehen, also, daß euer Anblick Himmel und Erde ergötzen müsse."

13. Das Fischangeln.

Gottfried saß oft an dem Bache, welcher hinter dem Hause seiner Eltern vorbeyfloß, und angelte Fische. Ein junger Erlenbaum stand neben dem Bache, und der kleine Fischer hatte sich immer im Schatten des Baumes gelagert: denn es schützte ihn das dichte Laub vor dem brennenden Sonnenstich, und die Fische suchten den Schatten, und er konnte sie hier am leichtesten fangen. Hatte er nun etliche Fische bekommen, so trug er sie freudig nach Hause, und wenn sie die Mutter ihm kochte, so aß er ein Fischlein, welches er selbst gefangen hatte, viel lieber, als die kostbarste Speise: denn am süssesten schmecken die Früchte des eigenen Fleisses.

Gottfried hatte eines Tages lange vergeblich geangelt; da riß auf einmal ein schwerer Fisch an dem Angel, und Gottfried zog eilig, und er zog, was er konnte, mit beyden Händen, und sieh! ein großer, großer Hecht war an dem Angel, und der Knabe freute sich schon in seinem Herzen des glücklichen Fanges.

Aber da streifte der unvorsichtige Junge im Taumel der Freude den zappelnden Fisch durch die Aeste des Baumes, und der schöne Hecht war schnell wieder los, und in das Bächlein gefallen.

„Ach! wehe!" schrie Gottfried, und warf zornig die Angelruthe von sich, weinte vor Aerger, und lief in

der Hitze des Unwillens hinein in das Haus, holte eine Axt, und hieb die Erle mühsam zu Boden. „Fort mit dir, feindseliger Baum!“ sprach er, „damit du mir nicht ferner meine Freuden verderbest.“

Aber der thörichte Junge wußte nicht, was er that; denn er hatte sich jetzt sein unschuldiges Spiel selbst auf immer verdorben. Da die Fische den geliebten Schatten nicht mehr fanden, so biß auch keiner mehr an den Köder, und so stand und saß der arme Knabe oft halbe Tage am Bächlein, schwitzte, ohne Schirm vor der brennenden Hitze, erbärmlich, und vermochte nichts mehr zu fangen. Da fragte ihn einmal der Vater: „Aber sag mir doch, Gottfried! immer noch gehst du so emsig ans Bächlein, und kommest allzeit so erhitzet, und mit leeren Krüglein wieder zurück.“

Da war der Knabe traurig, und schlug seine Augen nieder zur Erde. „Ach, mein Vater! ich habe übel gethan, und die voreilige That schon vielmal bereuet — !“ so sprach er, und erzählte dem Vater, was ihm begegnete.

Und darauf erwiederte also der Vater: „Mein lieber Sohn! allzeit ergehet es so, wenn man mit Leidenschaft thut, was die Hitze der Ungeduld eingibt. Es entsteht gewöhnlich aus dem Schädlein ein zwey- und dreyfacher Schaden. Das kleinere Uebel gelassen ertragen, und es für die Zukunft durch kluge Vorsicht verhüten — dieses, mein Sohn, ist weise gehandelt.“

„Möge dieses das erste- und letzte Mal seyn, daß du, durch eigenen Schaden belehrt, eine voreilige That zu spät bereuest!!“

14. Die Lerche.

Simon, ein siebenzigjähriger Landmann, war in steter Gottesfurcht und Arbeitsamkeit alt geworden. Seine silberweissen Haare waren eine rechte Ehrenkrone für ihn; denn er hatte sie gefunden auf dem Wege der Gerechtigkeit, und er war deßhalb, und seiner Klugheit und vielen Erfahrungen wegen überall geliebt und geehret, und von Jung und Alt mit Recht „Vater Simon" genannt.

An einem heitern Frühlings-Morgen, da die Blumen und Pflänzlein des Feldes schon blühten, und das freundliche Lied der Lerche die Freuden des jungen Lenzes verkündete, pflügte Simon für die kommende Sommersaat seinen Acker, und er war noch so munter, wie mancher in den Jahren der Jugend nicht ist, und dabey freundlich, wie die neubelebte Natur um ihn her.

Neben ihm wandelte Stephan, ein junger und redlicher Mann, welcher vor kurzem die Wirthschaft des Hauses übernommen hatte; denn es waren ihm seine Eltern gestorben.

„Vater Simon! so sprach er, mein Herz hat dich allzeit verehret; denn du verstehest zu rathen, und klugen Bescheid von mancherley Dingen zu geben; auch hast du viele Jahre hindurch die Mühe des Lebens erfahren, und gewirthschaftet im Segen; denn Gottes Hand war sichtbar mit dir!"

„Sieh, ich bin noch jung, und des weisen Rathes der Alten bedürftig. Wohlan denn, so sag mir: was soll ich thun, damit mein Leben ähnlich dem Deinigen werde, und daß Gottes Segen auch in meinem Hause einkehren möge?"

Da zeigte ihm Vater Simon hinauf gegen den Himmel, und sprach: „Du lieber Sohn meines seligen Nachbars! siehst du dort in hoher Luft schweben die muntere Lerche? Sie lehret dich, was du von mir begehrest.“

„Sieh, in dem Acker sucht sie ihre Nahrung, und sie lebet und webet zwischen den Furchen der Erde, aber sie schwingt sich auch singend zum Himmel empor, und jubelt ihr Lied, und läßt sich dann wieder zur Erde hernieder.“

„Also, mein Stephan, ist auch jeglichem Menschen, er mag Bürger seyn oder Bauer, auf und zwischen der Erde sein Tagwerk beschieden, jedem auf seine, und jedem auf andere Weise. Da soll denn auch der Mensch treulich die Hand an sein Werk legen, und sich nicht verdrießen lassen der Mühe; denn es stehet geschrieben: „Du sollst dir dein Brod im Schweiße deines Angesichtes verdienen!“ Aber von der Erde soll er sein Herz zu dem Himmel erheben, und bethen mit Andacht; denn die Kraft und der Segen kommen von Oben herab, und dann — mag er wieder neugestärkt schalten und walten. Unter Arbeit und Gebeth wird auch dein Leben schön und im Segen dahinfließen; denn es bleibt ewig wahr, was das Sprichwort sagt:

„Arbeit mit Gebeth verbinden,
Macht uns Gottes Segen finden.“

Vater Simon griff nun wieder an seinen Pflug; Stephan aber dankte ihm mit gerührter Seele für die lehrreichen Worte, und bewahrte sie sorgfältig in seinem Herzen.

15. Die Pfütze und das Bächlein.

An einem freundlichen Morgen wandelte ein Landmann mit seinen zwey Söhnen hinaus in das Feld. Der Weg führte sie bey einer Pfütze vorbey. Christian, der jüngere Sohn, verhielt sich die Nase. „Pfui, der abscheulichen Grube!“ sprach er, „laß uns, lieber Vater, vorübereilen; denn unerträglich ist der Geruch des faulenden Wassers.“ „Laß uns,“ antwortete darauf der Vater, „lieber einen Augenblick verweilen: denn auch diese Pfütze soll euch, meine Kinder, ein ernsthaftes Wort der Lehre verkünden.“

„Wie,“ sprach Christian mit Verwunderung, „die garstige Lache sollte uns etwas zu lehren vermögen?“ „Ja freylich;“ versetzte der Vater, „denn der liebe Gott hat ja in der Natur deßwegen das Häßliche neben das Schöne gestellt, damit dieses um so lieblicher erscheine, und das Herz des Menschen desto leichter gewinne. Und so bleibt auch das Häßliche lehrreich für uns.“

„Nun denn, lieber Vater,“ sprach Wilhelm, der ältere Sohn, „ich bitte dich, verkünde uns das Wort der heilsamen Lehre!“

Und darauf begann der Vater also zu reden: „Diese Pfütze, lieben Kinder, stellet euch dar ein Bild des bösen, verdorbenen Menschen. — Wasser, welches immerdar steht, muß endlich verderben, und faul werden.“

„Also verdirbt auch der Mensch, und versinket in Thorheit und Sünde, wenn er sich hingiebt dem schändlichen Nichtsthun; denn Müssigang ist jeglichen Lasters Anfang. — Verdorbenes Wasser ist ungenießbar für Menschen und Vieh; denn nur Kröten und Molche suchen darin ihren Aufenthalt, und an seinem Rande fin-

det ihr nichts, als Brennnesseln und stechende Disteln. Also auch, meine Kinder, stehet der verdorbene Mensch da — ohne Nutzen und Werth für die Welt — als eine elende Last seiner Brüder, und in seinem Innersten naget das brennende und stechende Gefühl eines bösen Gewissens. — Auch sehet ihr, wie selbst das Bild der herrlichen Sonne nur dunkel und fast erloschen wiederstrahlet aus dem trüben, schlammigen Sumpfe."

„So, meine Lieben, verfinstert sich auch das Gemüth des versunkenen Menschen, und es erlischt in ihm allmählich das Bild der Gottheit. Ach! des armen unglücklichen Menschen, der da ohne Gott — in Nacht und Finsterniß wandelt!!"

So sprach der Vater, und gieng nun hinab in das nahe Wiesenthal. Die Söhne folgten ihm schweigend und sinnend; denn sie nahmen die Worte des Vaters zu Herzen. Da faßte Wilhelm seine Hand, und sprach: „O liebster Vater! du hast uns ein Bild des bösen, verdorbenen Menschen gegeben; gieb uns nun auch ein Bild des guten, edelmüthigen Mannes!"

„Dieß kann ich leicht," versetzte der Vater. „Ein solches Bild stellt euch vor Augen das klare Bächlein, welches durch unser Wiesenthal rinnet. Seht es nur an;— in steter Bewegung rieselt es fort, und darum ist auch sein Wasser so frisch und so helle. Dankbar empfängt der durstige Wanderer von ihm den kühlenden Trank, und in kleinen Kanälen ergiesset sich Segen über die nahen Gefilde."

„Also auch, meine Kinder, lebet der Edle in beständiger Thätigkeit, und wird niemal müde

Segen zu schaffen, und wohlzuthun allen, die nach Erquickung verlangen."

„Die Ufer des Bächleins bekleiden liebliches Grün, und mancherley Blumen — das stille Veilchen und das zarte Vergißmeinnicht, und jedermann lustwandelt gerne daneben."

„Also auch wohnet in der Brust des edlen Menschen die stille Freude, und jedermann nahet sich ihm mit Vergnügen, und die dankbare Menschheit vergißt nimmermehr, ihn ihren Liebling zu nennen." —

„Die Sonne endlich bildet sich ab in dem hellen, reinen Spiegel des Bächleins, und verschönert das Wasser. Also auch spiegelt sich, und wiederstrahlet in dem reinen Gemüthe des Edlen das Bild Gottes. Dieser glänzende Wiederschein verkläret sein Antlitz, und gießet darüber aus eine unbeschreibliche Milde und Anmath."—

„Kinder!" sprach jetzt der Vater, „welches von beyden Bildern gefällt euch nun besser?"

„Das zweyte, liebster Vater, o das zweyte!" antworteten die Söhne, und riefen einmüthig: „Wäre ich — o Bächlein — dir gleich!"

16. Die Rose.

Munter gieng die kleine Cäzilia an einem heitern Morgen im Garten umher, und suchte ein Paar wohlriechende Blumen, um damit ihrer lieben Mutter eine Freude zu machen.

Sie sprang auf den nächsten Rosenstock zu, und brach hastig die allerschönste Rose. „Ach!" schrie sie und warf die Rose unwillig von sich, lief weinend und weheklagend zur Mutter, und zeigte ihr das blutende

Händchen, und zwey lange spitzige Dörner darin, und erzählte ihr den Unfall mit bitterer Wehmuth.

„Armes Mädchen, erwiederte die Mutter, „das hast du dir selber gethan! Hättest du die Rose mit Bedachtsamkeit und langsam gepflücket, so hättest du weislich die Dörner vermieden, und die schöne Blume erhalten — ohne einigen Schmerz.“

„Sehet, ihr Lieben,“ sprach jetzt die Mutter zu den übrigen Kindern, „wie es Cäzilien mit dem Pflücken der Rose ergeht, so ergeht es dem Menschen mit dem Genusse irdischer, auch schuldloser Freuden. Wer ihrer mit leidenschaftlicher Hitze, und ohne kluge Vorsicht genießt, dem werden nicht selten anstatt des Genusses, gewiß aber nach dem Genusse, Schmerz und bittere Wehmut) zu Theil.“

„Geliebteste Mutter!“ versetzte hierauf Herman, der älteste Sohn, „dachte ich doch immer: die unschuldigen Freuden der Erde könnten genossen werden ohne einiges Leid?“

„Du irrest, mein Sohn,“ antwortete die verständige Mutter, „die Wahrheit ist diese:

„Auch der schuldlosen Freude sind zum Beweis ihrer irdischen Abkunft, Leiden auf den Rücken gebunden, wenn sie mit irdischem Sinne, d. h. mit Heftigkeit und unkluger Hitze — genossen wird. Wird sie dagegen mit himmlischem Sinne, d. h. mit dankbarem Aufblick zum Himmel, mit Mäßigung und weiser Vorsicht genossen, so ist sie erquickend, wie lieblicher Rosenduft — ohne den Stachel der Reue, und ohne schmerzliche Nachwehen.“

17. Blüthe und Frucht.

Im hellen Schimmer des Morgens wandelte Theodor

neben seinem Vater im Garten. Es war in den ersten Tagen des freundlichen Mays, und die Bäume blüheten alle.

Theodor stand jetzt neben dem Birnbäumchen, welches ihm an seinem letzten Geburtstage der Vater geschenkt hatte. Die Blüthe des Bäumchens aber glänzte in den milden Strahlen der Sonne.

„Nicht wahr, mein Vater," sprach Theodor, „die Bäume sind doch niemals schöner, als zur Zeit des Frühlings, da die volle Blüthe unser Auge ergötzet?"

„Ja wohl," versetzte der Vater, „sind die Bäume schöner im Frühlinge, da uns ihre wunderschöne Blüthe so wohl gefällt; aber nützlicher sind sie im Herbste, wo sie mit Früchten beladen da stehen, welche sie uns zur Erfrischung darbiethen. Also, mein Sohn, ist auch der Jüngling schöner in der Blüthe seiner früheren Jahre, aber nützlicher ist er als Mann einst, da die Blüthe in ihm sich gebildet haben wird zur reifen Frucht, welche ihn zum Segen der Menschheit machet." „Aber sag mir, mein Vater," so fragte Theodor, was ist denn die Blüthe des Jünglings, die ihn so schön macht?"

„Das sanfte Erröthen der Unschuld," antwortete der Vater, und die edle Gebärde der züchtigen Scham — dieses, mein Sohn, ist die köstliche Blüthe der Jugend, und ihre eigene Schönheit."

Am nämlichen Abende zog ein schweres Gewitter herauf, und verbreitete sich über die Gegend. Der ganze Himmel schien im Feuer zu stehen, und Schlag auf Schlag krachte schrecklich der Donner. Das Gewitter war von einem furchtbaren Sturme begleitet, und im nahen Walde brachen mehrere Eichen entzwey.

Als sich der Sturm endlich gelegt hatte, gieng der Vater mit Theodor hinaus, um die Verwüstung zu sehen, welche der Sturm angerichtet hatte. Da standen nun die meisten Bäume entstellet, denn durch das Gewitter waren die Blüthen abgerissen oder verdorben. „Ach, ihr armen Bäume!“ sprach Theodor, „nun ist eure Schönheit auf einmal verschwunden!!“

„Und mit der Schönheit die Hoffnung des Nutzens;“ setzte der Vater hinzu, „denn wie sollten sie Frucht bringen ohne die Blüthe?“

„Und wie könnte der unglückliche Jüngling ein nützlicher Mann werden, welcher nicht mehr erröthet vor jedem Gedanken und Worte, das ihm die Scham verbeut?! Darum, o Theodor, bewahre die schöne, kostbare Blüthe der Jugend; denn ist einmal diese vernichtet, so ist auch die Hoffnung guter Früchte verloren.“

18. Das Steinwerfen.

Joseph und Andreas waren zwey Brüder. Eines Tages warfen sie mit Steinen nach einem ausgestekten Ziele in die Wette. Lange hatten sie sich in Liebe miteinander unterhalten, und sie freuten sich sehr des unschuldigen Spieles. Aber da trafen sie einmal beyde so nahe ans Ziel, daß jeder die Wette wollte gewonnen haben. Es entstand ein heftiger Streit unter den Brüdern; denn ein jeder sagte: Ich habe Recht; mein Stein ist der nächste beym Ziel. So stritten sie lange gegen einander. Da hob in der Hitze des Zorns Joseph seinen Stein von der Erde, und that damit einen gewaltigen Wurf auf den Stein seines Bruders, also, daß der getroffene Stein in mehrere Stücklein zerbrach. Andreas ward darüber erbittert,

und er fiel wie wüthend über Joseph her, und wollte ihm ein Leid anthun. Aber der Vater, welcher ihnen nicht ferne zusah, kam herbei, und stiftete Frieden unter den entzweyten Brüdern.

„Schämt euch Kinder!“ so sprach er, „der wilden Hitze um einer solchen Kleinigkeit wegen.“

„Sehet hier an den Trümmern des Steines den endlichen Ausgang des unbändigen Zornes!“

„Wenn ihr zwei harte Steine aneinanderstoßet, so wird der eine oder der andere immer zerbrechen. Werfet ihr aber den härtesten Stein auf den weichen Grasboden hin, so wird der Stein unverletzt bleiben.“

„Also, meine Lieben! muß es auch immer zu Zank und Hader, ja wohl zu Verwundung und Todtschlägen kommen, wenn erhitzte Menschen aneinander gerathen, deren einer dem andern nichts nachgiebt. Begegnet dagegen dem Zornigen ein sanftmüthiger Mensch, der ihm mit Liebe auszuweichen versteht, so bleibet der Friede ungestört unter ihnen.“

„Darum, lieben Söhne, hasset den Zorn und die leidige Zanksucht; befleißt euch dagegen der Sanftmuth und der Geduld, und merket es euch euer ganzes Leben lang: Ein Quintlein Geduld ist mehr werth, als hundert Heuwagen voll Recht.“

Beschämt sahen die Knaben einander an, und so oft sie in Zukunft wieder die aufbrausende Hitze anwandelte, da erinnerten sie sich der Worte des Vaters, dachten an den zerbrochenen Stein, und sie wichen einander aus in Liebe und Sanftmuth.

19. Nichts und Alles.

Ein frommer Vater saß einmal mit seinen Kindern im Schatten der Linde, welche neben seinem Hause stand, und genoß unter lehrreichen Gesprächen mit ihnen das Abendbrod. Er redete mit ihnen von den mancherley Wünschen der thörichten Menschen, daß sie immer nach etwas Anderm verlangen, und daß nur die wenigsten das Rechte begehren.

Da meinten die Kinder, sie wollten schon etwas Rechtes, und wohl das Allerbeste verlangen, wenn's nur auf ihren Wunsch ankäme.

„Nun denn," sprach der Vater, „so laßt einmal hören! was würdet ihr euch denn wünschen?" Da fieng das jüngste Töchterlein Brigitta an: „Ich, lieber Vater, wünschte mir, daß ich recht schön wäre; denn die Schönheit gefällt jedermann wohl; auch hat man ja schöne Leute überall lieb." — „Eitles Ding — mit deiner Schönheit!" fiel ihr Gottlieb, der nur ein paar Jahre älter seyn mochte, in die Rede. „Weißt du wohl, wie schön unsers Nachbars Fritz noch vor drei Monaten war, ehe ihn die Blattern so häßlich machten? Was hat er nun von seiner Schönheit? Und dann hast du ja von einem schönen Gesichte nicht zu essen, wenn dich hungert! Da will ich mich gerne um Schönheit nichts kümmern; sondern ich wünschte mir lieber, daß ich recht reich wäre; denn Geld regiert die Welt, und Reichthum verschaffet uns alles, was wir nur wollen."

„Lieber Bruder!" sprach jetzt Conrad, der älteste Sohn, „auch du hast noch nicht das Beste gewählet; denn sieh, Reichthum kann so schnelle dahin seyn, wie Schönheit, und wenn du mitten im Gelde sitzen und da-

bey ein dummer Wicht seyn würdest; so wärest du denn doch nirgends geachtet. Da wünschte ich mir lieber, recht verständig zu seyn. Denn der Verstand überlebet Schönheit und Reichthum, und erwirbt uns Ansehen und Liebe bei allen vernünftigen Menschen."

Mit froher Selbstgefälligkeit, als hätte er das Rechte getroffen, blickte jetzt Konrad auf zum Vater und sprach: „Nicht wahr, lieber Vater, mein Wunsch ist der Beßte?"

Der Vater schwieg, sah nieder zur Erde und schrieb mit seinem Stabe etwas in den Sand. Es waren einige Nullen. „Was sollen denn diese Nullen bedeuten? Was willst du damit sagen? mein Vater!" so fragte jetzt Konrad.

„Die Antwort auf deine Frage," erwiederte der Vater. „Denn sehet, lieben Kinder, Schönheit, Reichthum, Verstand und alle andern Güter der Erde sind in den Augen des weisen Mannes Nichts; sie gleichen eben so vielen Nullen. Alle diese, und noch mehrere Nullen gelten nichts ohne Eins. Setze ich aber Eins hinzu," (er setzte vor die Nullen im Sande das Ziffer I,) so hat nun das, was vorher nichts galt, einen sehr großen Werth.

„Dieses Eine aber, lieben Kinder, ohne welches alle Güter, die wir besitzen, nichtig und null sind, und mit welchem wir alles haben, was uns wahrhaft noth thut, ist Gottesfurcht und Tugend. Denn es machet die Tugend allein den Menschen wahrhaft schön und reich, weise und glücklich."

20. Der kleine Ritter.

Ein weiser Vater, Wohlmuth mit Namen, wandelte eines Tages mit seinen Kindern durch die Fluren des Dorfes, und siehe, da erblickten sie nahe an dem Wege

einen Knaben, der auf einem Pferde einherritt, und die Jugend des Dorfes hüpfte um ihn her, und schaute ihm zu. Der kleine Ritter lenkte den muthigen Gaul am Zügel, und das wohlgezügelte Thier folgte seiner Leitung, wie ein sanftmüthiges Lamm an der Schnur folget dem Hirten, und die Jugend des Dorfes freute und verwunderte sich sehr über die Geschicklichkeit des reitenden Knaben, und klatschte ihm Beifall zu. Er aber saß und trabte einher stolz wie ein Sieger.

Aber der laute Beyfall machte ihn kühner, und er wollte jetzt noch mehr gefallen durch allerley Wendungen. Da fiel dem unvorsichtigen Jungen, im Taumel der Freude, der Zügel aus den Händen, und das Pferd sprengte mit ihm über Steine und Stoppeln davon.

Schreiend und jammernd liefen die Knaben ihm nach, aber hinter einem Hügel war ihnen das Pferd mit dem Reiter schnell aus den Augen verschwunden.

„Ach des armen Knaben! was wird nun aus ihm werden?" riefen Wohlmuths Kinder; denn es war ihnen bange und traurig in ihrem Herzen.

Da sprach nach einiger Weile der sinnreiche Vater: „Seht, lieben Kinder! gleich einem wilden unbändigen Thier ist die böse Begierde im Menschen. Wird sie durch stete Wachsamkeit wie am straffen Zügel gehalten, so herrscht der Mensch über sie, wie ein heldenmüthiger Sieger, und sein köstlichster Lohn ist die Ruhe in seinem Gewissen, und der Beifall Gottes und seiner heiligen Engel."

„Folgt aber der Mensch ohne Zaum und Zügel dem blinden Trieb der Begierde, so herrschet sie über ihn und reisset ihn fort in einen Abgrund, darin er verloren geht ohne Rettung." Kaum hatte der Vater also gesprochen

da kamen zwey Jünglinge über den Hügel mit der Freudenbothschaft zurück: „Der kleine Ritter ist glücklich geborgen; denn es kam ein rüstiger Wandersmann desselben Weges, dem das Pferd zulief, und er fiel mit gewaltiger Hand dem schäumenden Thier ins Gebiß, und führet es nun sammt dem Knaben nach Hause.“ Da freuten sich Wohlmuths Kinder der fröhlichen Nachricht, und sprachen: „Wohl dem Knaben, daß er den freundlichen Wanderer fand!“

„Ja wohl ihm,“ erwiederte der Vater, „und wohl dem Jüngling und jeglichen Menschen, der da, hingerissen von der Begierde, bereits am Abgrunde schwebet, wohl ihm, wenn er noch findet einen liebenden Freund, welcher ihm mitleidig die Hand reicht, und ihn rettet aus dem nahen Verderben!“

21. Der Mond.

Schweigend ruhte die Erde im sanften Schimmer des Mondes. Der Himmel war heiter, und nur hie und da zog ein Wölklein vorüber. Da wandelte ein Vater mit seinem Knaben nach Hause; denn sie hatten miteinander einen lieben Vetter besuchet, und sich ein wenig verspätet. Der Knabe sah immer mit besonderm Wohlgefallen hinauf zu dem Monde. „Sieh nur, mein Vater!“ so sprach er, „zu der mächtig strahlenden Sonne könnte ich nicht aufblicken, ohne geblendet zu werden! Aber der liebe Mond glänzt so freundlich hernieder, und sein Licht — wie ist es so mild, so sanft, so bescheiden!“ „Du weißt wohl, mein Sohn, „antwortete darauf der Vater, „der Mond hat keinen eigenen Glanz, sein Licht ist von der Sonne; und es ist gerade, als ob er dieß wüßte, und darum so stille und demüthig zwischen den Sternen wandelte, und es ist seine Gestalt

nur desto milder und lieblicher. — Also, mein Kind, ist es auch mit dem gottesfürchtigen Menschen. Weil er wohl weiß, daß jegliche Tugend nicht bloß sein Werk, sondern vornehmlich Gottes Geschenk ist; indem wir, ohne Licht und Kraft von oben, nichts Gutes zu wirken vermögen: so geht er einher unter seinen Brüdern — still und voll Milde und Demuth, und seine Seele ist darum nur schöner vor Gott und den Menschen."

Kaum hatte der Vater dieß geredet, so zog eine dunkle Wolke daher, und verhüllte den Mond — wie hinter einem dichten Schleier. Da jammerte der Knabe, und ward böse auf die feindselige Wolke.

„Sey ruhig, mein Sohn," sagte der Vater, „und harre des Ausganges! denn sieh, die dunkle Wolke zieht vorüber, und der liebe Mond wird herrlich wieder hervortreten. Und also geschah es auch. Bald war die Wolke gewichen, und der Mond gieng hervor, und sein Licht schien in neuem Glanze zu strahlen. Da freute sich das Herz des Knaben sehr, und der Vater sprach also zu ihm; „Sieh mein Kind, wie dem Monde, so geht es gar oft dem gottesfürchtigen, tugendhaften Menschen. Es giebt nämlich in der Welt überall Nichtswürdige, die da im Finstern wandeln, und es nicht leiden können, daß der Edle neben ihnen im Lichte stehe und glänze. Daher suchen sie seinen Glanz durch Lästerung und allerley böse Kunstgriffe zu verdunkeln. Aber am Ende triumphirt immer das Licht über die Anschläge der Finsterniß, und die Unschuld geht aus dem Kampfe hervor — in neuer Schönheit und Anmuth."

„Darum, lieber Sohn, werde du nur gut und edel, dann hast du die Bösen nicht zu scheuen; denn sie können

dir so wenig schaden, so wenig ein Gewölke den Glanz des Mondes zu erlöschen vermag."

22. Mensch und Thier.

Die kleine Adelheid hatte einen Blumentopf im Garten, dessen sie pflegte mit besonderem Fleiße. Da erblickte sie eines Tages ein Bienlein, welches sich gerade auf ihren Topf niedergelassen hatte, und Blüthenstaub sammelte.

„Du sollst mir meine schönen Blumen nicht verderben," sprach das Mädchen unwillig, und griff nach dem Vögelein, es zu tödten. Aber die Biene ließ ihren Stachel, und Adelheid schrie, und lief weinend zum Vater, und erzählte ihm den Unfall.

Der Vater nahm ihr den Stachel aus dem verwundeten Finger, und sprach liebreich zu ihr: „Sey jetzt nur still, liebes Kind, der Finger wird dir bald nimmer wehe thun." Da sprach Gustav, Adelheids ältester Bruder: „Es ist doch sonderbar, liebster Vater, ein jegliches Thier hat seine eigenen Waffen: Der Stier hat die gewaltigen Hörner, das Pferd seinen kräftigen Huf, der Hund das scharfe Gebiß, die Katze ihre spitzigen Krallen, sogar das gutmüthige Schaf hat seine dicke, breite Stirne, um sich zu wehren. Nur aber der Mensch, das edelste Geschöpf Gottes, ist ganz wehrlos erschaffen, und vermag nicht einmal, was die kleinste Biene vermag."

„Eben darum, mein Sohn," antwortete der Vater, weil er das edelste Geschöpf, und Gottes Ebenbild ist. Deßwegen hat er eine Vernunft, um jederzeit mit Klugheit und Vorsicht, nach Recht und Gewissen zu handeln, und sich so zu bewahren vor Schaden."

„Aber sieh doch, liebster Vater," erwiederte Gustav, „wenn auch ein Mensch immer handelt, nach Recht und

mit Vorsicht, so giebt es doch überall böse und feindselige Leute, die ihn deßungeachtet schmähen, und ihm allerley Uebel zufügen."

„Geschieht dieses, mein Kind," sagte darauf der Vater, „so soll der Mensch gerade alsdann in seiner Würde dastehen, und offenbaren, daß er sey ein Bild Gottes auf Erde."

„Denn darum hat er nebst der Vernunft auch ein Herz, zu verzeihen seinem Beleidiger, und Freunde und Feinde zu lieben, gleichwie Gott liebet die Guten und Bösen. Darum hat er die beredte Zunge, zu segnen, die ihm fluchen, zu trösten die Trauernden, und der Wahrheit und Unschuld das Wort zu sprechen."

„Darum hat er eine Hand, zu geben und wohl zu thun allen, die seiner Hülfe begehren. Und wenn seine Hand nichts zu spenden vermag, so hat er doch noch eine Thräne im Auge, zu weinen mit dem Weinenden, und wenigstens durch brüderliches Mitleid sein Elend zu lindern."

„Dieß alles aber, mein Kind, mangelt dem Thiere. Es hat weder eine Vernunft noch ein Herz, weder eine Sprache, noch auch vermag es zu weinen. Es hat nichts als den blinden Trieb, von dem es gestossen wird, zu thun, was es thut. Deßwegen geht es einher, herniedergesenket zur Erde, und wühlet im Staube: denn es hat keine andere Bestimmung, als einst zu faulen und in Staub verwandelt zu werden. — Dagegen erhebet der Mensch, wie es dem Bilde Gottes geziemt, sein Antlitz freudig zum Himmel, wo sein Vaterland ist. Und nun, mein Sohn, sprich: Willst du die Thiere des Feldes nochferner um ihre Waffen beneiden?

„Ach nein, liebster Vater!" antwortete Gustav, „sondern ich will nimmer aufhören, dem lieben Gott zu danken, daß ich ein Mensch bin."

23. Der abgerissene Zweig.

Helldorf, ein frommer Landedelmann, stand an einem heitern Frühlings-Morgen in seinem Garten. Das Gras und die Blumen des Feldes waren wieder erstanden; schon summte die muntere Biene mit emsigen Fleisse umher, die süsse Beute zu holen, und die Vögel des Himmels sangen ihr freundliches Lied.

Helldorfs Gemüth war heiter und froh, wie die neue Gestalt der Erde; denn er gedachte mit dankbarem Herzen des reichen Segens, welchen ihm auch seine Fluren versprachen.

Da kam auf einmal Peter, sein Söhnlein, eilig daher gesprungen, und rief: „Lieber Vater! komm nur einmal zu jenem Birnbäumchen dort, komm nur und sieh!" Der Vater folgte dem Rufe des Knaben, und gieng mit ihm hin zu dem Bäumchen. „Sieh doch, mein Vater," sprach jetzt der Knabe, „wie das Bäumchen vor lauter Blüthen rundum so schön und so weiß ist; nur dieser Zweig da ist ganz dürr und schwarz; und hängt auch nicht ein einziges Blüthenknöspchen daran. Woher mag denn dieses wohl kommen?

Der Vater betrachtete das Zweiglein genauer, und sprach dann zum Knaben: „Siehst du denn nicht, liebes Kind, daß der Zweig los ist von seinem Stamme, und nur noch mit der äußersten Rinde daran hängt? Sieh, darum ist er so schwarz und erstorben, denn jeglicher Zweig, der von seinem Stamme getrennt wird, ist todt,

und lebendig ist er nur so lang, als er mit seinem Stamme vereint bleibt."

„Also, mein Sohn, verhält es sich mit dem Menschen. Seine Seele ist nur dann wahrhaft lebendig, wenn er glaubet an Gott, und durch den Glauben an ihn als mit dem rechten Stamme und der Wurzel innigst vereint ist. Scheidet aber der Mensch sich von Gott, so erstirbt seine Seele; denn Gott ist das Leben des Geistes, gleichwie der Geist das Leben des Leibes ist."

„Nun liebes Kind, begreifest du jetzt, warum dieses einige Zweiglein nicht blühet,"

„Ach ja, liebster Vater," antwortete der Knabe, denn ein todter Zweig kann ja nimmermehr blühen."

„Ja wohl, mein Sohn," erwiederte jetzt der Vater, „und so wenig der todte Zweig zu grünen und zu blühen im Stande ist, so wenig kann ein Mensch hoffen und bethen, der da geschieden von Gott ist; denn was die Blüthe an dem lebendigen Zweige ist, das ist in der glaubigen Seele das vertrauensvolle Gebeth. Wie sollte auch ein Mensch, der von Gott los ist, zu bethen vermögen? Denn da sein Herz nicht von Gott, sondern von der Erde und ihrer Lust voll ist, so vermag es auch nicht, sich aufwärts gegen Himmel zu schwingen; sondern es neigt sich hin, wo sein Schatz ist, und sinket hernieder zur Erde, wie dieser losgerissene Zweig dürr und kraftlos herabhängt.

Jetzt schwieg der Vater, und der Knabe sah ihn an, mit bewegtem Gemüthe und sprach: wohl habe ich deine Lehren verstanden, mein Vater, und ich begreife es nun

daß der abgerissene Zweig auch keine Früchte zu tragen vermag."

„Wie könnte er auch," antwortete der Vater, „ohne die Blüthe, eine einzige Frucht bringen? Und eben so wenig, mein Sohn, kann ein Mensch, der da, weggewendet von Gott ohne Glauben und Gebeth, wandelt, edle Thaten vollbringen, die da für die Ewigkeit gelten. Denn was die Frucht an dem lebendigen Zweig ist, das sind in der glaubigen Seele fromme, Gott wohlgefällige Thaten."

„Sieh also, mein Sohn, gleichwie dir der todte abgerissene Zweig ein Bild ist des bösen, von Gott geschiedenen Sinnes; so sey dir das blühende Bäumchen ein Bild des frommen, gläubigen Menschen."

„Fest mit seinem Stamme und der Wurzel verbunden erhebet das Bäumchen sein Haupt zu dem Himmel, und bringet hervor die schöne köstliche Blüthe, und die köstliche Blüthe gestaltet sich bald zur edelsten Frucht."

„Also ist auch der glaubige Mensch mit seinem Gott, als dem Stamm und der Wurzel, innigst verbunden, und er stehet da fest und gewaltig, und erhebet sein Herz und sein Antlitz froh und freudig zum Himmel, und vollbringet in Treue Gott wohlgefällige Thaten; denn es erzeugen lebendiges Glauben und Hoffen die Werke der heiligen Liebe." Peter nahm alle diese Worte des Vaters zu Herzen, und so oft er hernach das Birnbäumchen ansah, dachte er in seinem Gemüthe: Wäre ich, o Bäumchen, dir gleich!!

24. Das Kreuz.

Paul Schnitzer war ein Bauersmann in den Rheingegenden. Er hatte die Jahre seines Lebens allezeit in

Glück und Segen gelebet; denn er verstand die Wirthschaft des Feldes, und war dabey fromm von ganzem Herzen. Er kannte keine größere Freude, als an Feyerabenden in den heiligen Schriften, oder in irgend einem andern nützlichen Buche zu lesen; deßwegen wußte er auch klugen Bescheid von geistlichen und weltlichen Dingen zu geben, und die Nachbarn besuchten ihn gerne, und wenn er zu reden begann, da schwiegen alle, und hiengen mit gespannter Aufmerksamkeit an seinem lehrreichen Munde; denn, sagten sie, Gott hat dem Paul die Weisheit ins Herz gegeben. Eines Abends hatte er seine Aecker besucht und er war zurückgekehrt zur Heimath voll stillen Vergnügens: denn dicht und schön stand seine Getreide, und die segenschwere Saat hatte sich herniedergeneiget zur Erde. „Gott Lob!“ sprach er, als er bey den Seinigen angekommen war, „die Zeit der Reife ist da; in zwey Tagen mögen wir die Schnitter hinaussenden zur Erndte!“

Darüber war die Freude der Mutter und Kinder unaussprechlich groß, und sie giengen nun alle mit fröhlichem Herzen zum Nachtessen. Bald aber wurden sie aufgeschreckt durch ferne Donnerstimmen und leuchtende Blitze. Paul gieng zum Fenster, und sah hin in die Ferne. Siehe! da zog ein schweres, schwarzes Gewölke furchtbar heran. Schnelle erhob sich ein Sturmwind; schrecklich heulte er durch die Wälder und Bäume. Auf einmal ergoß sich der Himmel, und es fielen herab dichte Schlossen! Fürchterlich rauschte und klangs auf den Dächern; die Fenster klirrten und sprangen! „Ach, mein Gott!“ seufzte die Mutter, „nun ist alles dahin!“ und die Kinder fürchteten sich sehr. „Seyd ruhig, meine Lie-

ben," sprach in stiller Wehmuth der Vater, „denn die Hand Gottes ist über uns!"

Des andern Morgens giengen Männer und Weiber hinaus auf die Felder. „Ach meine Aecker! mein Flachsland," schrieen da einige. „Ach mein Garten! mein Weinberg!" jammerten dort andere, und weinten bitterlich; denn es war alles in Grund und Boden geschlagen, und überall ein Gräuel der Verwüstung. Da gesellten sich nach und nach die Männer des Dorfes zu Paul, welcher eben vor einem Feldkreuze stand, das durch den Sturm umgestürzt und in zwey Stücke auseinander gebrochen war. Die Männer aber rangen die Hände und sprachen: „Ach verloren ist nun eines ganzen Jahres mühselige Arbeit! vergebens all der vergossene Schweiß! Die Kindlein daheim und das Gesinde schreyen um Brod, und wir haben nun die Hände leer, und vermögen nimmermehr, ihnen den Hunger zu stillen!" „Das ist ein Kreuz!" sagten die Einen. „Ach! das ist ein großes Kreuz!" sagten die Andern. „Nachbar Paul, redete ein Dritter, „du hast uns so oft ermuntert in traurigen Tagen; weißt du ein Wort des Trostes in dieser Trübsal: o so verkünde es uns Armen!"

Da ermannte sich Paul und sprach: „Lieben Brüder! allerdings ist das Schicksal betrübt, welches uns traf; doch die Wege Gottes sind alle schnurgerade und eben. Er schicket dem Menschen niemal ein Kreuz; das Kreuz machen wir uns immer erst selber!!"

Darüber verwunderten sich die Männer und sprachen: „Deine Rede ist dunkel, lieber Paul! sag' uns doch dieses mit deutlichen Worten." Und darauf begann Paul: „Sehet ihr da die zwey Balken von dem zerbrochenen

Kreuze? Wenn ich nun beyde über- oder nebeneinander lege, in einer und der nämlichen Richtung, so wird ja daraus niemals wieder ein Kreuz. Wird aber der eine über den andern nach der Quere gelegt, dann erst entstehet ein Kreuz.“

„Also verhält es sich auch mit dem göttlichen und menschlichen Willen. Wenn unser Wille allezeit Eins mit dem göttlichen ist — in den Tagen der Trübsal, wie in den Tagen der Freude, und wenn wir uns immer mit kindlichem Herzen in Gottes heilige Fügung ergeben, so werden wir nimmermehr klagen über Leiden und Kreuz. Sobald aber unser fleischliche Sinn widerstrebet den Anordnungen der göttlichen Weisheit, dann erst liegt uns ein schweres Kreuz auf der Schulter; wir versinken in Unmuth und Trostlosigkeit, und wissen uns nimmer zu helfen.“

„Darum, lieben Brüder, wollen wir auch in dieser großen Noth niederfallen mit Hiob, und anbethen: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Herr kanns zehnfach wiedergeben; gebenedeyt sey der Name des Herrn!!“

„Ja, er sey gebenedeyt!“ stimmten die gerührten Männer mit ein, „denn es lebet ja noch der alte Gott!“

„Wahrlich er lebet, und speiset die Vögel der Luft, und kleidet die Blumen des Feldes. Er wird auch uns zu versorgen wissen; denn sein Name ist — Vater!“ — So sprach Paul, und die Männer giengen getröstet, und voll stiller Wehmuth auseinander.

25. Die verpflanzte Blume.

Ernest und Friedrich, eines Edelmanns Söhne, hatten einen gemeinsamen Jugendfreund, Klemens mit Na-

men, welchen ihre Seele liebte, als wäre er ihr dritter Bruder gewesen, und die drey edelmüthigen Jünglinge waren in treuer Freundschaft verbunden, wie ein liebliches Kleeblatt. Da starb aber Klemens an einem Fieber, und Ernest und Friedrich versanken in tiefe Trauer und Wehmuth.

Am späten Abende, nachdem Klemens begraben worden, waren Ernest und Friedrich mit ihrem Vater im Garten, und sassen in der Laube, wo sie in Gesellschaft ihres Freundes so manche vergnügte Stunde zugebracht hatten. Friedlich schlummerte die ganze Natur, und freundlich blinkte der milde Strahl des Abendsterns durch die Blätter der Laube.

„O lieber Vater!" sprach endlich Friedrich, „wie war doch unser Klemens so mild und freundlich — gleich einem Engel des Himmels! und schön wie die lieblichste Blume im Garten Gottes!! Ach! wenn nun diese Blume auf immer dahin wäre!" „Sie ist nicht auf immer dahin, lieben Kinder!" sagte darauf der Vater. „Sehet ihr dort jene Blumenpflänzlein im Beete? Saget mir, reißt wohl der Gärtner eines derselben in seiner schönsten Blüthe aus dem Boden, um es zu verderben, oder unter das Auskehricht zu werfen??"

„Ach nein! liebster Vater," antworteten die Söhne, „sondern er hebet es aus, um es zu setzen in edleres Land, darinn es schöner und herrlicher blühe." „Nun denn," sprach jetzt der Vater, „sollte der liebe Gott gegen sein liebstes Geschöpf wohl weniger Weisheit und Liebe erzeigen, als ein Gärtner erzeigt gegen die Frucht seines Fleisses?! Hört einmal, ich will euch eine Geschichte erzählen:

Es stand ein Blümlein in dem Garten —
Die Krone aller Blumen-Arten;
Es stand, als hätt' es keinen Werth,
Bescheiden und in sich gekehrt.
Die stille Pracht rühmt jedermann,
Mit Lust blickt sie der Gärtner an.
Der schönen Blume jammert ihn!
Da sorgt er vor mit weisem Sinn,
Daß ihm die vielgeliebte Zierde
Durch Bosheit nicht verderbet würde.
D'rum hebet er mit kluger Hand
Sie aus. „Für jenes bess're Land,
Wo du verwelkest nimmermehr,
Bist du schon reif genug!" sprach Er,
Und eilte nun, die Herzensblum'
Zu schützen wie ein Heiligthum.

„O! dieser Gärtner, liebster Vater! ist Gott, und das Blümlein ist unser Klemens." So sprach Ernest, und eine Thräne stand in seinem Auge. „Ja, lieber Bruder, dort — dort über den Strahlen des Abendsterns blühet er schöner, als hier!!"

„Ja wohl," sagte darauf der Vater, „er blühet schöner, und Gottes Liebe bewahret seine Seele wie ein Heiligthum, bis wir ihn wieder sehen in der Herrlichkeit der Kinder Gottes."

„Die Geschichte aber," sprach nun Ernest, „wollen wir ihm auf den Leichenstein hinschreiben, und sie wieder lesen, so oft sich unser Herz nach ihm sehnet."

„Und um sein Grab," so endete Friedrich, „wollen wir Blumen pflanzen, wie einen lieblichen Kranz, der uns jeden neuen Frühling den Trost des Himmels verkünde: Der Mensch ist unsterblich!"

Dritte Abtheilung.

1. Die Mutter Erde.

An einem schönen Frühlingsmorgen gieng ein Vater mit seinen Kindern durch die Fluren der ländlichen Heimath.

Die Bäume standen in schönster Blüthe, die Stauden und Sträucher athmeten süssesten Duft — gleich wohlriechendem Balsam, und das Feld glänzte weithin — wie ein ausgebreiteter Teppich von mancherley bunten Farben.

Da ward das Herz des Vaters voll Rührung und Dankes. „Gott sey gelobt;“ sprach er, „denn die Mutter Erde hat ihre neuen Schöpfungen wieder begonnen!“

Die Kinder aber fragten: „Warum, lieber Vater, wird doch die Erde eine Mutter genannt?“

„Weil sie wirket und waltet mit der Liebe einer zärtlichen Mutter,“ war die Antwort des Vaters. „Denn sehet, lieben Kinder, die Erde empfängt Thau und Regen von Oben, und sie trinket das Licht und die Wärme der Sonne; aber nicht etwa, um diese milden Geschenke des Himmels in ihrem Schooße zu verschließen. Denn wie könnte sie eine Mutter heissen, wenn sie engherzig etwas für sich behielte? Sondern sie empfängt dankbar, um liebreich wieder zu geben. Denn

aus ihrem mütterlichen Schoosse bringt sie hervor Blumen und Bäume, Quellen und Bäche, Gras und Kräuter, und die herrliche Saat mit den fruchtbaren Aehren. Alle diese Schöpfungen aber pflegt und erzieht sie nur darum, auf daß die Menschenkinder Freude und Erquickung empfangen, und die Güte des Himmels lobpreisen.“

„Gleich der mütterlichen Erde, lieben Kinder, soll auch der Mensch wirken und walten in seinem Berufe.“

„Auch er empfange die Wohlthaten des Himmels; aber nicht, um sie eigennützig für sich zu behalten, oder wuchernd im Schranke zu verwahren. Sondern er nehme sie dankbar, um liebreich wieder zu geben.“

„Nie verschliesse er sein Herz; sondern er theile den Segen mit freygebiger Hand, zu erquicken die leidenden Brüder, und durch Liebe den liebreichen Geber im Himmel zu preisen.“

2. David und Goliat.

Ein weiser Vater gieng eines Tages mit seinen Kindern an einem Hause vorüber, an welchem der Streit des Riesen Goliat mit dem kleinen David abgemalt ward.

Nachdem sie das Gemälde betrachtet hatten, sprach Aegyd, der ältere Knabe: „Liebster Vater, es ist doch wunderbar, daß der ungeheure Riese, welcher mit Spieß und Schwert und Schild ausgezogen war, dennoch überwunden wurde von dem Knaben David, dessen ganze Waffenrüstung die Schleuder und ein Kieselstein war!!“

„Allerdings, meine Kinder,“ erwiederte der Vater, „ist diese Geschichte wunderbar, und dabey höchst lehrreich. Denn sehet, Goliat ist uns ein Bild des Stolzes, welcher gedemüthiget wird.“

„Da er, ferne von Gott, nur sich selber vertraute, so konnte ihn alle seine Rüstung und Stärke nicht schützen; sondern ein Kieselstein in der Hand eines Knaben war genug, den gewaltigen Riesen niederzustrecken.“

Und so, lieben Kinder, ergeht es jedem Menschen, der sein Herz von Gott wegwendet, und übermüthig nur auf die eigene Kraft baut. Denn ach! früher oder später wird der Thörichte, der sich in seinem Stolze ein Riese zu seyn dünkte, ohnmächtig hinsinken — als ein Spott seiner Feinde.“

„Dagegen ist uns David ein Bild der Demuth, die da Erhöhung findet bey Gott.“

„Ich komm im Namen Gottes her“ — „dieß war des frommen Davids Schwert und Schild. Und weil er so demüthig war, nicht sich, sondern dem Herrn zu vertrauen, so hat sich Gottes Kraft in dem schwachen Knaben verherrlicht.“

„Darum, lieben Kinder, lernt von dem kleinen David, demüthig seyn, und der höhern Hülfe vertrauen. Was ihr immer thun möget, beginnet es mit Gott, und thut es im Namen des Herrn. Laßt die Demuth eure Stärke, das Gebeth eure Waffe, und die Gottesfurcht eure volle Kampfrüstung seyn. Dann werdet ihr jedes Werk herrlich zu Stande bringen, und wenn es vollbracht ist, so stimmet dem Helfer in der Höhe mit David ein Dank- und Freudenlied an.“

3. Der Adler.

„Warum nennt man doch den Adler den König der Vögel?“ So fragte einst Otto seinen Vater.

Der Vater aber antwortete und sprach: „Deßwegen, mein Kind, weil er an Muth und Kraft alle seines Ge-

schlechtes übertrifft. Denn er wohnet und bauet sein Nest in den höchsten Felsenklüften, nahe am Gewölbe des Himmels, und sein kühnes, funkelndes Auge scheuet nicht den blendenden Glanz der Sonne. Am herrlichsten aber offenbaret sich seine Majestät in den Zeiten des Sturms."

„Wenn drohende Wolken am Himmel heraufziehen, wenn Blitze leuchten, und die furchtbare Stimme des Donners erschallet; so erschrecken die übrigen Vögel, und verbergen sich schüchtern in Busch und Wald. Dagegen der Adler erschrickt nicht; sondern trotzend dem Sturm und Gewitter, hebt er sich mit unwiderstehlichem Fluge zur Sonne empor, und spielet in ihrem Lichte, während es unter ihm donnert und blitzt."

„Sieh, lieber Otto, einem Adler vergleiche ich jeden edlen, gottesfürchtigen Menschen."

„Wiewohl er wandelt hienieden, so wohnet er doch im Geiste und mit dem Gemüthe näher dem Himmel, als dem Staube der Erde. Und wenn in Tagen des Leidens und der Schmerzen schwache oder gottlose Menschen beben und zagen, so zittert der Edle allein nicht; sondern sein Herz schwingt sich vertrauend zum Himmel, und ruhet in Gott — sanft und furchtlos, wie das Kindlein im Schooße seiner Mutter. Denn es stehet geschrieben: „Die da hoffen auf den Herrn, haben immer neue Kraft; sie schwingen gleich dem Adler sich empor, laufen und ermüden nicht, und werden nicht im Gehen matt." Js. 40, 31. „Deßwegen, mein Sohn, fürchte nur Gott! Dann hast du kein Uebel zu fürchten. Denn seine treuen Kinder bedecket Gott mit den Flügeln der ewigen Allmacht und Liebe, auf daß ihnen keine Trübsal Schaden thun könne."

4. Die Blumen-Saat.

„Ich bitte dich, mein Vater, gieb mir ein wenig Blumensaamen, damit ich ihn aussäe, und liebe Blumen bekomme.“ So sprach eines Tages Eduard, und der Vater gewährte ihm mancherley Saamen, und der Knabe streute sie aus an einem Platze, den er sich hiezu erwählt hatte. Täglich besuchte er die neue Saat voll Neugierde, die ersten Keime hervorstechen zu sehen. Allein es vergieng ein Tag nach dem andern, ohne daß eine Spur seiner Pflanzung zu sehen war. Da fieng Eduard an, traurig zu werden, gieng voll Unwillens zum Vater, und sprach: „Ach, liebster Vater! du hast mir gewiß schlechten, verderbten Saamen gegeben; denn es sind schon mehr als acht Tage, da ich ihn ausstreute; und noch ist nicht das kleinste Spitzchen aufgegangen.“

„Laß einmal sehen, wohin du den Saamen gelegt hast,“ sprach der Vater, und Eduard führte ihn hinaus an die Stelle.

Nachdem sie der Vater gesehen hatte, sprach er: „Thörichtes Kind! der Saame war gut, und hat gewiß keine Schuld daran, daß du keine Blumen bekommest. Denn sieh nur einmal diese harten, unbearbeiteten Schollen! Wie könnten sie eine Frucht tragen ohne die nöthige Zubereitung und Pflege? Sieh, mein Eduard, diesem dürren, unbearbeiteten Boden ist gleich ein finsteres, verschlossenes Gemüth.“

„So wenig in jenem der beste Saame vermag, fruchtbar zu seyn, so wenig kann in diesem das Gute und Edle gedeihen. Dagegen ein heiteres Gemüth ist wie ein lockeres, wohl zubereitetes Land, darin der Saame fröhlich aufgeht und glücklich gedeiht. Also reifen auch schöne

und gottgefällige Thaten nur in einem heitern und fröhlichen Herzen."

„Lieber Vater," fragte hierauf Eduard, „wie aber soll ich es machen, daß meine Seele heiter und froh werde?" Und der Vater erwiederte: „Habe stets Gott vor Augen, und wandle in seiner heiligen Furcht! Denn die Gottesfurcht öffnet und rühret das Herz, und erhebt es zur Freude."

5. Die Biene.

Siegfried stand eines Tages neben seinem Vater im Garten. Da erblickte er eine Biene, welche auf einer Blume saß, und in voller Geschäftigkeit Blüthenstaub sammelte. „O die liebe Biene!" sprach er, „sie ist ein so kleines Vögelein, und dennoch bereitet sie den süssen Honig und das köstliche Wachs in so großer Menge! Ich möchte die kleine Künstlerin doch einmal in der Nähe betrachten."

So sprach der Knabe, und streckte seine Hand aus, um die Biene zu fangen. Er haschte sie glücklich, und wollte kaum die beiden Flügelein sanft anfassen, als sie schon ihren Stachel gelassen und Siegfried in die Hand gestochen hatte. „O wehe!" rief er, und schleuderte die Biene von sich, die nun todt zu seinen Füßen lag.

„Armes Thier!" sprach Siegfried, nachdem er die todte Biene vor sich erblickt hatte, nun habe ich Mitleiden mit dir, da dich die Rache dein Leben kostete. Mir brachte die Zurücklassung deines Stachels doch nur eine Wunde, dir aber den Tod!!"

„Sieh, mein Siegfried," sagte darauf der Vater, „ein ähnliches aber noch weit schlimmeres Schicksal trifft immer den rachgierigen Menschen, und dieser ist sich selber

immer mehr feind, als seinem Beleidiger. Denn rächet er sich, so mag er dem Feinde wohl schaden an seinem Leibe, sich selbst aber raubt er das Leben der eigenen Seele, indem er sie mit sündhaften Hasse beflecket, und so das Ebenbild Gottes in sich zerstöret.

„Daher sollen wir vorerst dem Feindseligen nie eine Gelegenheit geben, sich an uns zu rächen. Hat er uns aber dennoch Böses gethan, so sollen wir ihn, seiner blinden Leidenschaft wegen, vielmehr bedauern, als ihm wieder zu schaden suchen."

6. Das Gold.

Klaus war ein alter, ehrwürdiger Einsiedler. In geräuschloser Thätigkeit und Gottesfurcht war sein Leben dahingeflossen — gleich einem stillen Bächlein, welches sanft und wohlthätig dahingeleitet, und das umliegende Land befruchtet und segnet.

Er war zugleich Schulmeister gewesen, und hatte die Jugend in einem weiten Umkreise durch Lehre und Beyspiel erziehen geholfen, und Jedermann, der in seiner Klause einkehrte, fand guten Rath oder heilsame Ermahnung bey ihm. Darum ward er auch von Jung und Alt herzlich verehrt, und die ganze Gegend umher nannte ihn nur den frommen Bruder Klaus.

Er zählte schon mehr als achtzig Jahre, und nun ward er von einer langwierigen Krankheit befallen. Den ganzen Winter hindurch hatte er unsägliche Schmerzen gelitten, und als der Frühling erschien, ward dem Uebel noch immer kein Ende.

Da gieng ein frommer Edelmann mit seinem Sohne zur Klause, den kranken Einsiedler zu besuchen.

Der Knabe trug ein Körbchen voll frischer Mayblumen,

und ein Sträußlein von Veilchen, die er gesammelt hatte, um den Schwerleidenden Freude zu machen.

Mit einem Blicke voll Leutseligkeit empfieng der ehrwürdige Dulder die Ankommenden, und mit einem freundlichen Lächeln dankte er dem Knaben für das liebe Frühlingsgeschenk.

Reden konnte er nicht; denn die großen Beklemmungen der Krankheit, und die zunehmende Schwäche hatten ihn sprachlos gemacht. Aber sein ruhiges Antlitz und das heitere, zum Himmel gewendete Auge verkündeten es deutlich, daß er, gleich einem Heiligen, geduldig sey in der Trübsal, und fröhlich in Hoffnung.

Beim Abschied versuchte er es, die schwache Hand auszustrecken, um den Knaben zu segnen. Darnach verließen beide in stiller Wehmuth die Hüte des Klausners.

„Ach, lieber Vater," sprach der Knabe beim Weggehen, „ich möchte weinen vor Mitleid; denn Bruder Klaus ist wohl recht ein Bild des Jammers geworden. Er ist gewiß einer der besten und edelsten Männer: warum muß er doch so vieles leiden, und schon so lange?"

Da gab der Edelmann dem Knaben die Antwort, und sprach: „Sieh, mein Sohn, die edelsten Menschen gleichen dem Golde, welches unter den Erzeugnissen der Erde das edelste ist. Aber es muß erst durchs Feuer gereiniget werden von allen rohen und erdhaften Theilen, die mit ihm vermengt sind. Erst dann, wenn es lauter genug ist, vermag die Hand des Künstlers daraus zu bilden — Fürstenkronen und Zepter, und mancherlei kostbare Geschirre, deren Schönheit und Glanz das Menschenauge ergötzen."

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

„Also sind auch die edelsten Menschen gleichsam das Gold des Himmels auf Erde. Darum muß auch dieses Gold durch das Feuer der Trübsal gereiniget werden von allen Schlacken irdischer Mängel. Dann erst, wenn diese Läuterung vollbracht ist, kann es verwandelt werden in ein kostbares Ehrengefäß, welches die heiligen Engel gegen Himmel tragen, damit es dort glänze unter den Auserwählten in der Herrlichkeit Gottes.

7. Der Weinstock und der Johannisbeerstrauch.

In einem schönen Garten stand ein hoher Weinstock neben einem niedern Johannisbeerstrauche. Es war um die Zeit der Sonnenwende, und die reifen Beeren glänzten, hellroth wie Koralen, am Strauche.

Da fieng der Weinstock an, seine Vorzüge zu rühmen, und sprach zu dem Strauche: „Ich bin gepflänzet zum Segen der Menschheit; denn wie nährende Milch erquicket die Kindlein, so erquicket der Saft der köstlichen Traube das Alter. Schwachen und brechlichen Menschen gebe ich ein heilendes Labsal, dadurch neuer Lebensbalsam ausströmt in ihr krankes Gebein. Selbst der Tafel des Königs gebricht's ohne mich an der edelsten Würze, und wer immer meiner süßen Früchte genießt, dessen Herz wird erfreut, und er hört nimmer auf, ihre begeisternde Kräfte zu preisen. Armer Strauch! wie unbedeutend stehst du doch neben mir! denn wer nennet deine Frucht auch nur mit Namen?

„Was ich habe, das gebe ich," erwiederte der Strauch, und verstummte.

Da trat eben der Gärtner hinzu. Er trug ein Körbchen am Arme, und sprach also zum Weinstock: „Wer bist du, daß du edlerer Früchte dich rühmest? Gereicht

dieses denn dir zu Ehre, oder vielmehr Dem, welcher den Saft der Rebe so herrlich gemacht hat? Wisse: ich sehe nicht so sehr die Frucht an, als vielmehr den Stamm und die Wurzel, daraus die Früchte hervorkommen. Bringt mir jeder Stamm getreulich die Frucht, die er zu tragen vermag, so ist mir auch jede Frucht, gleich schätzbar und lieb, und ich pflücke die Beeren des Strauches nicht minder erfreut, als die köstlichste Traube.

So sprach der Gärtner, und füllte sein Körbchen voll der schönsten und süßesten Beeren.

„Dieser Gärtner, ihr Lieben, ist Gott. Er blicket froh und zufrieden auf jeden, welcher thut, was er kann, und des Guten so viel thut, als er vermag.“

„Stolz benimmt den großen Thaten talentreicher Menschen ihren Werth. Viel angenehmer sind Gott die bescheidenen, nicht geachteten Thaten der Einfalt und Demuth.“

8. Die Vorsehung.

Gotthard war der Sohn eines reichen, glücklichen Hauses. Allein nach dem Tode seiner Aeltern gerieth er durch mancherlei Unglücksfälle in die traurigste Lage. Niedergedrückt durch schwere, ungewohnte Leiden, gieng er trübsinnig und muthlos umher, und verlor mit dem kindlichen Glauben den Frieden der Seele.

Da dachte er bei sich: Wohlan! ich will mich aufmachen, und zu Theophron, dem Lehrer meiner Jugend, hineilen. Denn Gott hat ihm die Gabe der Weisheit und des Rathes ins Herz gelegt. Vielleicht ist er im Stande, meine gebeugte Seele zu trösten und zu erheben.“

Der Jüngling machte sich auf, und gieng hin. Als

er dem Manne Gottes die Noth seines Herzens entdeckt hatte, schloß er die Rede mit folgenden Worten: „Und jetzt umwölken mein Innerstes finstere Gedanken, daß ich zweifle, ob wohl Gott meines Lebens noch denke. Und schwer wirds meiner Seele, an das Wunder zu glauben, wie die Vorsehung das Weltall regiere, und zugleich für jeden Einzelnen sorge. Freund meiner Jugend! du hast wie ein Vater meine frühesten Schritte geleitet, lehre mich nun: wie vermag ich, jenes Wunder zu fassen?“

Darauf antwortete Theophron, und sprach: „Dein Schicksal, lieber Gotthard, verdient die Theilnahme meines Herzens. Doch wirst du leicht jenes Wunder verstehen, und dich beruhigen, wenn du dein Herz vom Geschöpf zum Schöpfer erhebest.“

„Siehst du die Sonne am Himmel? Erleuchtet und wärmet sie nicht mit dem nämlichen Strahle die Höhen und Gründe der Erde und des Meeres, das Saamenkörnlein, so wie die Zeder am Libanon?“

„Wenn nun die Sonne, die nur ein schwaches Bild des Allmächtigen ist, so Großes vermag: wie sollte nicht die ewige Liebe und Allmacht selber noch Größeres vermögen?!“

„Betrachte einmal deinen Geist, der in dir lebt und denkt! Umfassest du nicht mit Einem Gedanken das Größte und Kleinste, das Nächste und Fernste, die Erfahrungen der Vergangenheit, wie die Erwartungen der Zukunft, die leuchtenden Welten des Firmamentes, wie das Würmlein, welches im Staube kriecht?“

„Wenn nun der menschliche Geist, der nur ein Flämmchen des göttlichen Lichtes ist, so Wunderbares vermag:

wie sollte nicht das ewige Urlicht noch größere Wunder thun?!"

Nachdem Theophron also gesprochen hatte, schwieg er, und sah den Jüngling mitleidensvoll an. Darnach fuhr er fort, und sprach: „Wohlan, mein Gotthard, kannst du nun glauben, daß Der, welcher alle Haare unsers Hauptes gezählt hat, deines Lebens gedenke, und auch deine Schicksale regiere?"

Der Jüngling erwiederte beschämt und mit Rührung: „Ja, ich glaube. Herr! hilf du meinem Unglauben."

9. Die Wespe.

Aloys kam eines Tages nach Hause, und lief eilig zum Vater; denn sein Gesicht war hoch aufgeschwollen, und er weinte vor Schmerzen.

„Warum weinst du, liebes Kind?" fragte ihn der Vater, „was ist dir denn Leides widerfahren?"

„Ach!" antwortete der Knabe, „ich war im Garten. Da flog und summte mir eine Wespe immer um die Ohren herum. Ich wollte es nicht leiden; daher nahm ich ein Stäbchen vom Boden, und schlug darauf los, um mir die Plage vom Halse zu schaffen. Aber schnell hatte sie mich in den Finger gestochen."

„Wart, du feindselige Wespe!" dacht' ich, „lief ihr nach, verfolgte sie bis zum Neste, und stach hinein. Aber da flogen unzählige Wespen heraus, und verwundeten mich so erbärmlich, daß ich jetzt weine vor Schmerzen."

„Sieh, mein Aloys," versetzte der Vater, „daran bist du selbst Schuld, und mußt jetzt die Strafe deiner Ungeduld und Rachgierde wohl leiden. Mögest du daraus lernen, dich in Zukunft vor empfindlicheren Schmerzen zu bewahren! Denn wisse: es giebt in der Welt böse und feind-

selige Menschen, deren Zunge verwundet und sticht, gleich dem Stachel der Wespe. Wer dem Beleidiger nachläuft, und ihm Böses mit Bösem vergilt, der sticht in ein Wespen-Nest, und macht das Uebel nur ärger.“ „Die Unbild schweigend ertragen, und vielmehr das Böse mit Gutem vergelten“ — dieß ist schön und edel gehandelt.“

„Merke dir dieß, lieber Sohn, und thue darnach dein Leben lang: so wirst du dir bittere Leiden ersparen, und dem Gebothe und Beyspiele Dessen nachkommen, von welchem geschrieben steht: „Geschmähet — schmähete er nicht wieder; leidend — drohete er nicht Rache; sondern überließ sie Dem, der da gerecht richtet.“ I Petri 2, 23.

10. Die Weizenbreite.

Es war in den Tagen des Frühlings, da Woldemar mit seinen Knaben die heranwachsenden Fluren besuchte. Sie giengen an einer Weizenbreite vorüber. Dicht und fett stand die Saat, und die glänzenden Blätter flatterten im Winde; denn der Acker war fruchtbar, und pflegte den Saamen mehr als zehnfach wieder zu geben.

Der Herr des Feldes aber hatte die Mägde gesendet, welche umher standen, und mit scharfer Sichel den Weizen zustutzten, und die abgeschnittenen Blätter in großen Haufen einsammelten.

„O wehe!“ riefen die Knaben. So wird das entblätterte Feld bald kahl und nackt da stehen, und keine Früchte mehr tragen. Ist es doch Schade, den herrlichen Weizen also zu verderben!“

„Nicht doch, meine Kinder,“ sprach der Vater, „sondern was ihr für Schaden und Nachtheil haltet, ist dem Acker zum Heil und Gedeihen.“

„Wohl müßte der Weizen verderben, wenn er also fortwachsen sollte. Wird aber des üppigen Wuchers Fülle genommen, dann vermögen die Halme zu erstarken, daß sie ihr Haupt in neuer Kraft gegen Himmel tragen, und einen Reichthum von Segen hervorbringen.“

„Also auch, lieben Söhne, ist es nur die Thorheit des zeitlichen Sinnes, welcher sich der milden Liebesgaben gereuen läßt — aus Furcht, an der irdischen Habe Schaden zu leiden. Denn es ist lauter Gewinn, was dem Unverständigen Verlust zu seyn dünkt. Wer seinen Ueberfluß freudig daran giebt, Arme zu erquicken, und Verlassene zu trösten, dessen Gut vermehret sich wunderbar; denn was seine Hand dem Hülflosen spendet, ersetzt hundertfältig die segnende Vaterhand Dessen, der da gesagt hat: Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Und: Gebet, so wird euch gegeben werden; ein gutes, eingedrücktes, aufgerütteltes und übervolles Maaß wird man euch in den Schooß geben, denn eben mit dem Maaße, mit welchem ihr ausmesset, wird euch wieder eingemessen werden.“ Luk. 6, 38.

11. Die Spinne.

Ein Vater hatte zwey Söhne, Johann und Niklas mit Namen, die er mit zarter Sorgfalt in allem Guten unterwies. Die Söhne aber wuchsen unter seiner weisen Pflege lieblich heran, und nahmen zu, wie an Alter, so auch an Verstand und Liebenswürdigkeit bey allen Menschen.

Eines Tages wandelten sie an der Gartenmauer hin, und Johann erblickte an einer Weinrebe eine ungeheure Spinne in ihrem großen Netze. An den äußersten Fäden des Gewebes aber hieng eine Fliege, welche sich eben darin gefangen hatte. Gerade wollte das Raubthier aus

seinem Neste herunterfahren, um die arme Fliege zu tödten und zu verzehren.

Da zerriß aber Johann ihr Netz, und zertrat die Spinne.

„Wie kannst du aber so grausam seyn," sprach Niklas, „und das künstliche Netz der Spinne muthwillig zerreissen?"

„Ich habe nur die Fallstricke der Bosheit vernichtet," erwiederte Johann. „Sahst du denn nicht, wie die listige Spinne mitten in ihrem Kunstgewebe so groß und breit da saß, Gift ausbrütete, und nur darauf lauerte, irgend ein vorüberflatterndes Thierchen zu fangen und zu verderben? Mir ist die Kunst und List der Spinne verächtlich, weil dadurch ihre Bosheit nur desto feiner und gefährlicher wird."

„Du hast recht geurtheilet, mein Sohn," erwiederte der Vater darauf. „Die Spinne nähret zwar kein Gift in ihrem Innern. Aber was schlimmer ist als das schlimmste Gift, — das ist die Bosheit, die das Innerste des Herzens vergiftet. Darum verdienen auch jene Menschen keine Achtung, die zwar Kunst und Wissenschaft im Kopfe besitzen, in deren Innerstem aber das Gift steckt, und die da mit bösem Herzen um so mehr Schaden und Verderben anrichten, je geschickter und klüger sie sind."

„Darum, meine Kinder, trachtet allerdings, täglich verständiger zu werden! Werdet aber auch im nämlichen Maaße täglich besser und frömmer, auf daß ihr die gesammelten Kenntnisse, nicht zu euerm und Anderer Verderben, sondern zur Ehre des Höchsten, und zum Segen der Menschheit anwendet."

„O ja! das wollen wir," sagten die Söhne, „wir wollen von ganzem Herzen gut werden, liebster Vater!" „Und möge euch Gott," so schloß der Vater, „bewahren vor der Gesellschaft boshafter Witzlinge, welche der arglosen Jugend um so gefährlicher sind, je mehr Verstand und List sie besitzen."

12. Selbstverdammung.

Raimund war ein verständiger und sonst wohlgesitteter Jüngling. Jedoch hatte er den schlimmen Fehler an sich, daß er in heftigen Zorn gerieth, und voll Trotzes nicht mehr verzeihen wollte, so oft er von einem seiner Mitschüler sich im geringsten beleidiget fand. Schon mehrmal hatte man ihn ermahnt, die sündhafte Unart zu lassen, und seinen Altersgenossen, so wie allen Menschen, liebreich und sanftmüthig zu begegnen. Allein Raimund wollte noch immer die böse Angewöhnung weder erkennen, noch ablegen; denn er dachte in seinem Herzen: Dieser Fehler ist klein, und hat wenig zu bedeuten, wenn ich nur übrigens untadelich bin.

Da ward der Lehrer bekümmert in seiner Seele, und dachte auf Mittel, den Jüngling eines Bessern zu belehren.

„Als nun Raimund eines Tages zu ihm kam, saß der Lehrer schweigend und in tiefen Gedanken versunken. Der Jüngling fragte nach einer Weile: „Wem sinnest du nach, lieber Lehrer, und warum bist du so traurig?"

Da antwortete der Lehrer und sprach: „Sieh, ich habe einen Freund, welchen ich liebe von ganzem Herzen. Nun ist er gefährlich krank, glaubt aber nicht an die Gefahr, und will daher keine Arzney zu sich nehmen. Ach! und er sieht nicht ein, daß er auf diese Weise bald ein

Kind des Todes seyn wird. Dieß ist es, was mich bekümmert.“

Da sprach Raimund: „Ist denn dein Freund närrisch geworden, daß er nicht erkennt, was sonnenhell an dem Tage liegt, und was ihn allein zu retten vermag?“

„Er ist bey vollem Verstand;“ erwiederte der Lehrer, „allein er spricht: „Ich bin ja am ganzen Leibe gesund, fühle keinen Schmerz, und habe Lust zum Essen und Schlafen. Nur in der Lunge sitzt ein kleines Uebel, das wenig zu bedeuten hat. Wozu also sollte ich Arzney nehmen?“ Der Jüngling antwortete: „Und dieses einzigen Uebels wegen wird er sterben müssen, wenn er keine Heilmittel gebraucht. Sollte denn der thörichte Mensch dieses nicht einsehen?“

„Möchtest du es endlich einsehen, lieber Raimund,“ erwiederte der Lehrer; „denn du selber bist dieser thörichte Mensch.“

„Sieh, was Krankheiten für den Leib sind, das ist für die Seele jede sündhafte Gewohnheit. Wie kann nun deine Seele rein und gesund, wie kann dein Herz gu seyn, wenn du zwar übrigens untadelich wandelst, jedoch die Liebe nicht besitzest, welche des ganzen Gesetzes Inhalt und Erfüllung genannt wird? Denn, sagt die Schrift, wer die übrigen Gebothe alle hält, und nur ein einziges übertritt, der hat sich an dem ganzen Gesetze vergangen. Denn der gesagt hat: Du sollst nicht tödten, nicht stehlen u. s. w. der hat auch gesagt: Liebet eure Feinde; thut Gutes denen, die euch hassen, und bethet für die, so euch verfolgen und beleidigen.“

„Wenn du nun zwar weder tödtest noch stehlest, aber deinem Bruder nicht verzeihest, sondern mit Wort

und That ihm feindselig begegnest, so bist du doch ein Uebertreter des ganzen Gesetzes, und deine Seele wird wegen dieses einzigen Fehlers verloren gehen, wenn du nicht eilest, denselben ernstlich zu bessern."

Nachdem der Lehrer also geredet hatte, schlug der Jüngling — beschämt die Augen nieder, und befliß sich von nun an der verzeihenden Liebe und Sanftmuth.

13. Der Funke.

Eine Mutter stand eines Tages mit ihren zwey Mädchen am Heerde. Veronika, die ältere Tochter, legte eben einige Scheitlein auf die glühenden Kohlen, um Feuer anzumachen, und blies aus vollen Backen hinein, so, daß ein großer Funke heraussprühete, und auf Veronika's Kleid fiel.

„Ach, mein Kleid! mein Kleid!" schrie das erschrockene Mädchen, warf die Feuerzange, welche sie gerade in der Hand hielt, hastig von sich, und streifte eilig mit beyden Händen den Funken hinweg, daß das schöne Kleid unbeschädigt blieb.

Da sagte mit Unwillen Lieschen, ihre jüngere Schwester, die über das unvermuthete Geschrey erschrocken war: „Wie du aber auch, einer Kleinigkeit wegen, einen solchen Lärm machen kannst, als wenn schon das ganze Haus im Feuer stände!"

Darauf nahm die Mutter das Wort, und sprach zu Lieschen: „Thörichtes Kind! deine Schwester verdient keinen Vorwurf; denn sie hat recht, und nicht unverständig gehandelt. Das Geschrey, welches sie erhob, war nur der Ausdruck ihrer emsigen Sorgfalt für die Erhaltung des Kleides. Hätte sie das glühende Köhlchen nicht

alsogleich und auf der Stelle abgestreift, so wäre jetzt das schöne Kleid beschädiget und verdorben,.,

„In diesem Vorfalle, lieben Kinder, liegt für euch eine wichtige und heilsame Lehre.“

„Jeder böse Gedanke, welcher in eurem Gemüthe sich regt, ist gleich einem glühenden Funken.“

„Werdet ihr jedesmal gleich Anfangs und ohne Verzug dagegen kämpfen, und ihn mit Abscheu tapfer zertreten, so werdet ihr eure Seele stets rein und schuldlos bewahren. Wer aber das unrechte Verlangen nicht ungesäumt und schnell unterdrücket, bey dem wird der Funke zur Flamme, und die unreine Gluth nimmt überhand. Sein Herz wird mit Sünde und Schande befleckt, und er stehet dann in Gefahr, in namenloses Unglück zu stürzen.“

14. Die Schatzthaler.

Ambros und Mathilde waren zwey hoffnungsvolle Geschwister, ausgezeichnet an Fähigkeiten des Verstandes, wie an Güte des Herzens.

Als sie einmal ihren Vetter besucht hatten, der ein vermöglicher Mann war, gab dieser jedem der Kinder einen Schatzthaler zum Geschenke.

Mit Lust betrachteten sie auf dem Heimwege das liebe Geschenk mehrmal, und als sie nach Hause gekommen waren, zeigten sie es dem Vater, und hüpften vor Freude.

„Nun Kinder,“ sprach der Vater,“ was werdet ihr denn jetzt thun mit diesen Thalern?“

Da antwortete Ambros und sagte: „Ich, lieber Vater, will meinen Thaler in die Sparbüchse legen. Er nützt mir zwar für diesen Augenblick nichts; aber er wird

mir einst doch gute Dienste leisten; denn ich kann mir damit mancherley kaufen, was mir nützlich oder angenehm ist."

„Das kannst du, mein Sohn," erwiederte der Vater. „Und eben so verhält es sich auch mit jeder schönen Kenntniß und nützlichen Fertigkeit, welche ihr euch in den Tagen der Jugend eigen machet. Wenn ihr gleich noch nicht wisset und verstehet, wann, und wozu ihr sie brauchen könnet, so wird das Stündlein schon kommen, da sie euch Nutzen und Freude verschaffen werden."

Jetzt wendete sich der Vater zu Mathilden und sprach: „Wohlan, liebe Tochter, sag mir auch du, was du mit deinem Thaler wohl thun wirst?"

Das sittsame Mädchen antwortete und sagte: „Wenn du es erlaubest, mein Vater, so will ich meinen Thaler des Nachbars Brigitten schenken, die immer barfuß gehen muß. Wie wird das arme Mädchen sich freuen, wenn sie wieder Schuhe und Strümpfe einkaufen kann, und nicht mehr so frieren muß!"

Mit bewegtem Herzen erwiederte der Vater: „Schön, liebe Tochter, dein Vorhaben ist löblich und gut. So wirst du dem vergänglichen Geld einen unvergänglichen Werth geben. Denn jede edle That der Barmherzigkeit ist ein besserer Schatzthaler, der uns hinterlegt ist im Himmel, wo ihn kein Rost fressen, und kein Dieb stehlen kann. Sehet, lieben Kinder, diese eure Thaler gelten nur hier vor den Menschen; die frommen Werke der Liebe aber sind gleichsam Münzen höherer Art, die auch noch gelten über den Sternen, und womit wir dort den Lohn der Ewigkeit gewinnen."

15. Das Saamen-Korn.

Es war ein stiller, heiterer Frühlings-Abend. Da wandelte Christoph neben seinem Vater durch das Feld. Sie kamen an einem Acker vorüber, wo eben ein Landmann Sommerweizen in das schön gepflügte Land aussäete. Der Knabe heftete lange seinen aufmerksamen Blick auf den säenden Landmann — sinnend und schweigend. Da sprach der Vater zu ihm: „Wem sinnest du nach, liebes Kind! denn dein Antlitz ist ja voll des Ernstes?“ „Sieh, lieber Vater,“ antwortete Christoph, „indeß ich die Saamenkörnlein betrachtete, fiel mir das schöne Gleichniß im Evangelium ein; Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, so bleibt es allein. Wenn es aber stirbt, so bringet es viele Frucht.“

Darüber war der Vater sehr erfreut, und sprach zu dem Knaben: „Ja wohl, liebes Kind, das Weizenkorn muß erst seine Hülle abwerfen und sterben im Acker. Dann erst stehet es auf, und gestaltet sich zu dem kräftigen Halme, der da mit der schönen fruchtreichen Aehre — gleich einer Krone — geschmückt ist. Und eben so, mein Christoph, muß auch die irdische Hülle des Geistes — dieser Leib — abgelegt werden, und im Schooße der Erde verwesen. Dann erst mögen wir herrlich auferstehen im Lande der Verklärten.“

„Denn sieh, dieser Leib gehört der Erde, weil er vom Staube genommen ist; der Geist aber kehrt im Triumphe zurück zu Gott — seinem Ursprung; denn er ist aus Gott geboren und bestimmt, einst die Krone der Himmlischen zu empfangen, und in ihrer Gemeinschaft zu frohlocken ewiglich.“ Jetzt schwieg der Vater. Der Knabe aber sprach mit gerührtem Herzen: „O mein Va-

ter, wie schön sind deine Worte! Möchte auch ich einst eingehen in diese glänzende Gemeinschaft!"

„Das wirst du, mein Sohn," antwortete der Vater, „wenn du nicht aufhörest, in der Furcht Gottes zu wandeln. Denn wer Tugend säet, wird Seligkeit erndten."

16. Die Rosen unter den Dornen.

Der Frühling war erschienen, und die Blumen und Bäume standen in voller Blüthe. Da wandelte ein Vater mit seinem Knaben, Namens Albert, im Garten. Sie kamen zu einem Rosenbusch, und das Söhnlein betrachtete mit Lust die vielen Blüthen und Knospen des Busches.

„Ist es doch Schade, lieber Vater," sprach Albert, „daß die Rose unter den spitzigen Dornen emporwächst! Gerade die edelste Blume kann man nicht pflücken ohne Gefahr der Verwundung! Wozu doch, mein Vater, die häßlichen Stacheln?"

„Sieh, mein Albert," antwortete der Vater, „die Natur giebt uns das Edelste und Beste nie ohne unser Bemühen, damit wir es desto höher schätzen. Deßwegen hat sie auch die Rose mit einer stachlichten Schutzwehr umgeben, daß es uns einige Mühe koste, dieselbe zu pflücken."

„Gerade so verhält es sich auch mit der Tugend, welche da ist die edelste Blume im Reiche Gottes. Wie keine Rose ohne Dornen ist, so besteht auch keine Tugend ohne Kampf, und ohne die Dornstiche der Selbstverläugnung.

„Sag mir, mein Albert, scheuest du wohl die spitzigen Stacheln, um eine Rose zu brechen?

„O nein, lieber Vater," erwiederte der Knabe, denn wenn sie gleich stechen, so ist ja die Rose viel zu schön, als daß ich den kleinen Schmerz nicht gerne leiden sollte."

„Wohl, mein Sohn," antwortete der Vater, „wenn wir also des Schmerzes nicht achten einer Rose wegen, die heute noch blühet, morgen aber schon welk wird und abfällt: wie sollten wir es schmerzlich finden, durch ernste Mühe und Selbstüberwindung nach Tugend zu ringen, da ihre Schönheit nimmer verblüht, sondern ewig ist wie Gott, und wie die Schönheit des Himmels?!"

17. Der Stein.

Lambert saß eines Abends mit seiner Frau und den Kindern am Abhange einer steilen Felsenhöhe.

Es war rund umher nichts als nacktes Gestein, nur am Fuße des Berges standen einige Bäumchen, in deren Schatten die kleine Gesellschaft sich gelagert hatte. Der verständige Vater hatte hier den horchenden Kindern manche Lehre der Weisheit verkündet. Da hörten sie auf einmal ein klimperndes Getös über ihnen. Sie schauten auf, und siehe da, ein Felsenstück, welches los geworden war, wälzte sich die Höhe herab — in gerader Richtung dahin, wo sie saßen.

„Auf, Kinder," schrie der Vater, „und eilet bey Seite, damit euch kein Unglück begegne!"

Alsobald gehorchten die Kinder dem Rufe des Vaters, und sahen nun zu, wie der Stein immer schneller und gewaltiger herabrollte, und eines der Bäumchen, unter denen sie geruht hatten, krachend zu Boden stürzte.

„O wehe!" rief eines der Kinder, „nun ist's um das arme Bäumchen geschehen!"

„Wehe uns," rief ein anderes, „wenn wir der Stimme des Vaters nicht gehorcht hätten!"

„Da habt ihr es wieder augenscheinlich erfahren," sprach die Mutter, „daß Gehorsam der Kinder Glück ist."

„Ja wohl, meine Kinder," sagte darauf der Vater. „Möchtet ihr nur dieser Wahrheit niemal vergessen, und daher jederzeit mit Freuden gehorchen!!"

„Schon oft habe ich euch die Ermahnung gegeben, ihr sollet euch hüten vor jeder Sünde. Was ihr so eben gesehen habt, stellet euch nun die Gefahr des Sünders lebendig vor Augen. Denn wisset, ein Mensch, welcher der Sünde sich hingiebt, ist gleich einem Steine, welcher, von dem Felsen losgerissen, die Höhe herabrollt. Wird nicht gleich Anfangs seinem Laufe Einhalt gethan, so wälzt er sich immer schneller abwärts, mit jedem Schritte wird seine Gewalt unaufhaltsamer, und endlich so groß, daß er alles vor sich niederschmettert."

„Eben so, meine Kinder, verhält es sich auch mit der Sünde. Sie ist es, die uns losreisset von Gott, und hinunterstürzt in die Tiefen des Verderbens. Wenn der Mensch sie nicht frühzeitig beherrscht, so wird er bald ein Sklave derselben. Ihre Macht über ihn wird täglich stärker, und endlich so groß, daß sie ihn unaufhaltsam fortreißt in einen Abgrund von Jammer und Elend."

„O liebster Vater," sagten die Kinder, „damit wir nicht in diesen Abgrund gerathen, so wollen wir deinen Worten gehorsam seyn, und das Herz rein bewahren von jeglicher Sünde."

18. Die Fruchtbäume.

Es war ein schöner, warmer Frühlingstag. Da saß am Abende Vater Erhard, ein frommer, wohlhabender

Landmann, mit seinen Söhnen und Töchtern im Schatten der Fruchtbäume, die er vor vielen Jahren neben seinem Hause gepflanzt hatte.

Die Sonne neigte sich eben zum Untergang, und die Abendluft spielte sanft in den Wipfeln der Bäume, und in den silberweißen Locken des Greises.

„Wie erquickend sind doch," so sprach er, „die lieblichen Düfte und Wohlgerüche, die uns umschweben, und wie süß schmeckt, nach vollbrachtem Tagwerk, die Ruhe im kühlenden Schatten der Bäume! Schön war der heutige Tag, lieben Kinder; aber seht, es ist nun sein Abend gekommen."

„So, meine Lieben, geht's auch im Leben des Menschen. Es ist gleich einem langen, freundlichen Arbeitstag, und es wird auch dieses Tages Abend erscheinen."

„Was wird aber an jenem Abende die scheidende Seele erquicken, und dem brechenden Herzen sanfte Kühlung zuwehen?"

„Glaubet mir, Kinder, alle irdischen Freuden, die uns zu Theil geworden, werden dahin geflossen seyn, wie Wasser aus unsrer Hand fließt, und sie werden keine Spur von sich zurücklassen. Was bleiben wird ist nur Eines — — die Werke unsrer Liebe und Gottesfurcht. Diese werden einst wie blühende Bäume vor uns stehen, und uns erquicken in der heissen Angst des Todes."

Jetzt schwieg der Vater. Die Kinder aber, die sich seiner Güte und Weisheit erinnerten, weinten und sprachen: „O bester Vater! du hast den Saamen der Tugend in unser Herz gepflanzt, hast die Hungrigen gespeiset von deinen Feldern, die Nackten bekleidet von deinen Heerden, und abgetrocknet die Thränen der Unglücklichen. Sieh,

diese Werke deiner Liebe stehen vor dir, wie blühende Bäume, deren Früchte in der Ewigkeit reifen. Mögest du noch lange ruhen in ihrem Schatten, und erst spät uns verlassen, um ihre Früchte zu erndten!!"

„Und mögen wir werden, wie du," setzte der Erstgeborne hinzu, „damit auch uns der Abend des Lebens einst mild und freundlich erscheine, wie dir, liebster Vater!"

19. Das Licht.

Trautmann, ein weiser Lehrer zwey talentvoller Jünglinge, unterrichtete diese am liebsten in Bildern und Gleichnissen.

Um die Denkkraft der Schüler zu üben, mußten sie bisweilen selber die Aehnlichkeit suchen zwischen dem Bild und der Sache, die dadurch anschaulich gemacht ward.

Eines Tages verglich er Gott mit dem Lichte; „denn," setzte er hinzu: „Gott ist das Licht. So spricht der Jünger der Liebe, der an dem Herzen Gottes gelegen, und aus diesem Herzen die ewige Wahrheit geschöpft hat."

Nach einiger Zeit, da die Schüler nachgedacht hatten, sprach der Lehrer zu ihnen: „Saget mir nun, wie ist wohl Gott mit dem Lichte zu vergleichen?" Da redete zuerst Gottlieb, der ältere Jüngling: „Ich, lieber Lehrer, stelle die Aehnlichkeit mir so vor: Alles ist finster und traurig, kalt und todt um uns her, wenn das große Gestirn des Tages, die Sonne, nicht scheinet. Sobald sie aber am Himmel glänzet, ergießen sich Licht und Freude, Wärme und Leben über alle Geschöpfe der Erde."

„So ist Gott das Licht der Welt im höchsten geistigen Sinne. Wenn der Mensch ferne von Ihm ist, so versinkt die Seele in Kälte und Finsterniß, und er wan-

delt in dem Schatten des Elends und Todes. Dagegen wenn Gott mit ihm ist, so erglänzt ihm göttliches Licht, das ihn führet durch Liebe zum Leben."

Und der Lehrer erwiederte: „Demnach, lieben Schüler, habet stets Gott vor Augen, und bewahret sein Andenken in eurem Gemüthe! Dann habt ihr den Weg der Wahrheit und Freude betreten, der da führet zum herrlichen Ziel."

Jetzt erhob sich Adolph, der jüngere Schüler und sprach: „Ich finde Gott dem Licht ähnlich auf folgende Weise: Gleichwie eine brennende Lampe unerschöpflich ist an Wärme und Erleuchtung, so ist auch Gott eine unerschöpfliche Quelle von Liebe und Leben für alle seine Kinder. Mögen tausende hingehen, und am leuchtenden Dochte ihre Lämpchen anzünden, das Licht bleibt ungeschwächt an Schimmer und Kraft. Tausend Flämmchen strömen aus ihm, ohne daß es verliert an Fülle und Reichthum."

„Also ist's auch mit Gott. Wenn Millionen ihr Heil in Ihm gefunden haben, so bleibt Er ewig, welcher Er war, ist und seyn wird, ewig reich und unerschöpflich an Segen und Gnade."

„Wohl, mein Adolph," versetzte der Lehrer, „darum soll unser Herz in jeglicher Noth sich freudig erheben, und aus dem unerschöpflichen Reichthum der ewigen Liebe die himmlischen Gaben im Glauben und Demuth erflehen."

20. Der Zaun.

Die Schulkinder eines Städtchens wandelten einst an der Hand ihres Lehrers durch den Wiesenplatz außerhalb der Ringmauer. Da kamen sie an einem Gärtchen vorüber. Die Kinder guckten hinein durch den Gitter-

zaun, und sahen mit Erstaunen, daß die ganze Anlage zerstört war.

Die jungen Bäume waren eingeknickt und verzauset, die Blumen und Kräuter zertreten, und der Boden durchwühlet. „O wehe!" riefen die Kinder, „das schöne Gärtchen ist ein Gräuel der Verwüstung geworden! Welch feindseliger Mensch hat wohl diesen Frevel gethan?"

Der Lehrer aber, welcher den Grund dieses Unwesens erforschen wollte, wurde gewahr, daß am äußersten Ende des Gärtchens das Gitter durchbrochen war. Da sprach er zu den Kindern: „Sehet ihr dort den zerrissenen Zaun? So war es leicht, daß böse Buben, oder Rinder und Schweine Verwüstung anrichten konnten."

Die Kinder aber sagten voll Mitleid: „Der arme Gärtner! wie wird er nun jammern über das zerstörte Werk seines Fleißes!"

Und der Lehrer erwiederte: „Allerdings ist dieser Unfall betrübt; doch ist er unbedeutend im Vergleich mit einem viel größern ähnlicher Art, der mir vor Augen schwebet, und dessen blosse Erinnerung mein Herz mit Kummer erfüllt. Denn sieh, liebe Schuljugend, du selber bist gleich einem Garten, den die Hand Gottes gepflanzt hat, auf daß des Vaterlandes schönste Hoffnungen darinn blühen, und die edlen Früchte einer frommen Nachkommenschaft heranreifen sollen."

„Die Schutzwehr aber, oder der Zaun, welcher diesen Garten umschliesset, und dessen köstliche Blüthen und Früchte bewahret, ist die züchtige Scham der jungfräulichen Unschuld. Ist einmal dieser Zaun niedergerissen, dann wehe der herrlichen Pflanzung Gottes! Die niedrige Lust und Begierde werden sich ihrer bemäch-

tigen werden: gleich wilden Thieren, den innersten Grund aufwühlen, und die herrlichsten Blüthen und Früchte zertreten. Ach! dann wird der schöne Garten, welcher vorhin der Augen Lust und des Gärtners Stolz war, da stehen — traurig und öde — ein Anblick des Jammers und Schmerzes!!"

„Darum, lieben Kinder, damit ihr nicht etwa die schönen Hoffnungen, welche auf euch ruhen, vernichtet, so bewahret die heilige Scham, und hütet euch, etwas zu thun, darüber ihr erröthen müßtet vor dem Angesichte eurer Eltern und Lehrer."

21. Die Sündfluth.

Gotthold war ein weiser Lehrer. Hatten sich seine Schüler besonders wohl gehalten, so suchte er sie dadurch zu belohnen, daß er ihnen mancherley schöne Bilder zu schauen gab — von Erschaffung der Welt, vom Tode Abels, von Isaaks Opferung, und dergleichen heiligen Geschichten.

Die Kinder hatten jedesmal eine ungemeine Freude, und hörten gerne die Worte der Weisheit, die aus dem Munde des ehrwürdigen Lehrers flossen, indeß ihr Auge sich an den herrlichen Bildern ergötzte.

Eines Tages zeigte er ihnen die Geschichte der Sündfluth, welche auf drey großen Tafeln abgemalt war. Auf der ersten Tafel war vorgestellt das Jammern und Händeringen der Männer und Weiber, die, ihre Kindlein an der Hand führend, auf die höchsten Berge und Bäume stiegen, um sich zu retten. Noe aber, der treue Diener Gottes, gieng mit den Seinigen in die Arche — voll Ruhe und Demuth.

„Sehet, meine Kinder,“ sprach Gotthold, „so strafet Gott die überhandnehmende Sünde! Die Gerechten aber, die in versunkener Zeit sein Gesetz heilig halten, rettet er wunderbar aus jeglicher Noth.“

Darum, ihr Lieben, sorget nur dafür, euch von dem verderbten Haufen zu scheiden — wie Noe, dann wird Gott für die Arche schon sorgen, die euch bewahre, wenn die Gottlosen zittern und zu Grunde gehen.“

Auf der zweyten Tafel sah man: wie die Arche von den gewaltigen Fluthen über die höchsten Berge emporgetragen wurde.

„Sehet,“ sprach der Lehrer, die emporschwebende Arche ist ein schönes Bild des gottesfürchtenden Menschen zur Zeit der Noth. Je mehr das Wasser wächset und anschwillt, desto höher wird auch die Arche erhoben: und je höher die menschliche Noth steigt, desto höher und inniger erhebt sich die gottvertrauende Seele zum Himmel, und ruhet nicht um Hülfe zu schreyen, bis Gott dem steigenden Jammer gebeut durch das rettende Wort der Erbarmung: Bis hieher, und nicht weiter!“

Auf der dritten Tafel war abgebildet: wie Noe einen Altar baut, und dem Herrn ein Dankopfer schlachtet.

Da sprach Gotthold: „Das Herz des Gerechten ist ein Altar, darauf er, nach jeder empfangenen Wohlthat, neue Opfer des Lobes und Dankes entrichtet.“

„So erwächst in der dankbaren Seele des Glaubens Muth und die Hoffnung: Der bis hieher geholfen, bleibt fortan mein Vater und Helfer!“

„Auch stolze und leichtsinnige Menschen bethen im Gedränge der Noth. Ist aber ein Ende, so denken sie

nicht mehr daran, und vergessen des Dankes. So erstirbt in ihnen der kindlichen Zuversicht Trost. Denn wie könnte ein Undankbarer in den Tagen der Trauer froh und vertrauend gegen Himmel blicken, da er Gott nicht die Ehre gegeben, Ihm zu danken in den Tagen der Freude?!“

„Darum, lieben Kinder, vergeßt nie des Dankes! Denn nur das Gebeth einer dankbaren Seele ist wohlgefällig vor Gott, und findet Erhörung.“

22. Die Perle.

„Vater! der Schullehrer hat uns heute wieder mancherley Schönes vorgetragen, daß es recht zum verwundern war.“ So sprachen Selmars Kinder, Alexius und Katharina, als sie von der Feyertagsschule nach Hause kamen.

„Nun, sprach der Vater, „so erzählet mir, was ihr den Schönes und Wundersames gehört habt?“

Darauf sagte Alexius: „Der Lehrer redete von den Reichthümern der ewigen Allmacht und Güte: wie der liebe Gott nicht nur in den Eingeweiden der Erde, sondern auch in den Schlünden des Meeres noch Schätze für die Menschen bewahre, und daß in dem tiefsten Grunde desselben mancherley Muscheln, mit köstlichen Perlen gefüllt, zu finden seyen; — und daß,“ fiel Katharina ein, „die Taucher mehrere hundert Fuß tief ins Meer sich hinunter lassen, um einige Perlen zu fischen.“

Der Vater der jeden Anlaß benützte, in seinen Kindern den Sinn für göttliche Dinge zu wecken, erwiederte darauf: „Es ist allerdings so, meine Kinder, wie ihr von dem trefflichen Lehrer gehört habt. Der Taucher

stürzt sich ins Meer, und achtet nicht der Wogen, die über ihn zusammenschlagen.“

„Wenn er aber nun die gewaltigen Fluthen über sich ergehen läßt, und die Gefahr seines Lebens nicht scheut, um eine Perle zu holen, die vielleicht ein Paar Thaler werth ist: was sollen wir nicht thun, lieben Kinder, um uns jene köstliche Perle eigen zu machen, welche mehr werth ist, als alle Schätze der Erde und des Meeres, und von welcher geschrieben steht: Das Himmelreich ist gleich einer Perle, welche zu besitzen man alles daran geben soll?!“

„Liebster Vater!“ so fragten die Kinder, „was sollen wir denn aber vornämlich darangeben, um in den Besitz dieser köstlichen Perle zu kommen?“

„Bringet,“ sprach der Vater, „für das edelste Kleinod auch das schwerste und theuerste Opfer! Opfert den stolzen, eigenen Willen, auf daß ihr in Demuth und Gehorsam fröhlich und frey den Willen Dessen vollbringet, der da ist Herr und König des Himmelreiches, und welcher gesagt hat: So jemand mein Jünger seyn will, der verläugne sich selbst, und folge mir nach!“

„O liebster Vater,“ sagten darauf die Kinder, „wenn der Taucher das Schwerere thut, und sein Leben wagt einer vergänglichen Perle wegen: wie sollten wir nicht das Leichtere thun, und gerne unsern eigenen Willen opfern um der Perle des Himmelreichs wegen?“

Und der Vater erwiederte: „Werdet ihr, lieben Kinder, thun, was euch nur leicht dünkt, so habet ihr auch schon das Schwere vollbracht.“

„Denn haben wir einmal dem Willen Gottes das eigene Verlangen geschlachtet, dann werden wir auch das Leben freudig hingeben, und lieber sterben, als

untreu werden an Tugend und Wahrheit, welche da sind das Reich des Himmels auf Erde.“

23. Die Blumen-Pflänzchen.

Wilhelm bath eines Tages seinen Vater, er möchte ihm ein kleines Garten-Beet geben, um darinn Blumen zu pflanzen. Der Vater gab ihm ein Beetchen und mancherley Saamen, die der Knabe alsogleich bauete.

Als nun die zarten Keime aus der Erde hervorstachen und allmählig zu Blättlein erwuchsen, da hüpfte Wilhelm vor Freude; denn in seinen Gedanken sah er schon die lieben Blumen, welche er nun bald würde abpflücken können.

Allein seine Freude verschwand, als nach einigen Tagen die Blumenpflänzlein matt und welk da standen; denn die Sonne schien brennend heiß, und längere Zeit hatte es nicht mehr geregnet.

Da sprach er wehmüthig zu seinem Vater! „O mein Vater! ich werde nun wohl keine Blumen bekommen; denn sieh nur, die zarten Pflänzlein stehen blaß und matt, als wollten sie sterben.“

„Dieß macht die drückende Hitze, mein Kind!“ antwortete der Vater. „Aber da ist noch zu helfen; geh, und hole nur Wasser; besprenge damit die Pflänzchen und sie werden sich alsbald wieder erholen.“

Eilig lief Wilhelm zum Brunnen, und füllte dreymal nach einander eine große Gießkanne voll Wassers, begoß damit die Pflänzchen, und harrete mit freudiger Hoffnung des guten Erfolges. Als er aber des andern Tages mit dem Vater hinausgieng, sein Beetchen zu sehen, fand er die Pflänzchen welker als vorher, und an einigen zeigten sich wohl gar schon Spuren der Fäulniß.

Da ward der Knabe sehr traurig. Der Vater aber sprach: Thörichtes Kind! du hast ja das Beet überschwemmt! wie sollten die ersäuften Pflänzlein noch zu erstehen vermögen?“

„Liebster Vater!“ antwortete Wilhelm, „ich glaubte, die Sache am besten zu machen; denn ich dachte: je mehr Wasser ich gieße, desto leichter wird sich die Blumensaat wieder erholen.“

„Mit wenigem Wasser hättest du die halb erstorbenen Pflänzchen sanft erquicket, und zu neuem Leben erfrischet. Aber durch das übermäßige Giessen hast du sie gewaltsam erstickt, und die Kraft ihres Wachsthumes getödtet, daß sie wohl werden verderben müssen. Sieh, mein Wilhelm, in dieser Erfahrung ist eine wichtige Lehre enthalten.“

Gleichwie eine Pflanze in dem brennenden Sonnenstrahl allmählig welket und schwach wird, so werden auch die Kräfte des Menschen erschöpft, welcher im Schweiße des Angesichtes sein Tagwerk vollbringt.“

„Nun aber spendet die Hand Gottes Speise und Trank, und mancherley Freuden, daß sie den müden Pilger der Erde erquicken, wie kühlendes Wasser die matte Pflanze erquickt.“

„Wer nun jener Geschenke des Himmels mit Mäßigung und Weisheit genießt, dem sind sie ein heilendes Labsal, des Leibes Glieder zu stärken, und das Herz zu erfreuen.“

„Wer aber derselben genießet im Uebermaaße, wie das vernunftlose Thier, dem sind sie ein tödtendes Gift, welches die Kräfte des Menschen zerstöret, daß er verderben muß an Leib und an Seele.“

24. Der Knochenmann.

An einem freundlichen Morgen des Herbstmonates wandelte ein weiser Vater mit seinen Knaben, Sigmund und Felix, hinunter ins Wiesenthal.

Der Weg führte sie am Kirchhof vorüber, vor dessen Eingang das Bild des Todes zu sehen war, der die Sense in seiner Hand hielt.

Da fragte Sigmund: „Vater! sieht denn der Tod auch wirklich so aus, wie er hier abgemalt ist?“ Darauf antwortete der Vater: „Der Tod, meine Kinder, kann nicht angeschaut werden; denn er ist kein Wesen, welches Daseyn oder Gestalt hat; sondern — die Scheidung der Seele, vom Leibe — das ist der Tod.“ Warum,“ sagte Felix, wird er denn aber vorgestellt in dieser häßlichen Gestalt?“ „Deßwegen,“ erwiederte der Vater, „weil der Tod diese häßliche Gestalt an uns allen hervorbringt; denn aus jedem Menschengebilde wird einst so ein Knochenmann — im Schooße der Erde.“

Während dieses Gespräches hatten sie die Wiese erreicht, welche noch prangte in ihrem herbstlichen Schmucke; denn es waren die Tage der letzten Heuerndte noch nicht gekommen.

Jetzt fragte Sigmund noch einmal: „Vater! warum hält denn aber der Knochenmann die Sense in seiner Hand?“

Da sprach der Vater: „Sehet ihr die mancherley Blumen der Wiese? Schön und herrlich stehen sie da — zum Ergötzen des Wandlers. Aber bald werden sie niedersinken unter der Sense des Mähers.“

„Sehet, dieß ist auch aller Sterblichen Loos! Denn es stehet geschrieben: Wie Gras, so ist des Menschen Leben; Er blüht und fällt wie Blumen auf der Flur. Ps. 102.“

„Darum, meine Kinder, bauet nicht auf euer blühendes Alter; sondern damit ihr wandelt in steter Unschuld vor Gott, so vergeßt nicht: Auch den Jüngling, der da blüht in voller Kraft und Schönheit der Jugend, strecket nicht selten des Todes kalte Hand nieder, wie die Sense des Mähers die Blumen des Feldes zu Boden mähet.“

„Aber nicht wahr, lieber Vater,“ sagte nun Felix, „wenn auch die Wiese nun ihren Schmuck ablegt, so

werden denn doch die Blumen wieder kommen mit dem wiederkehrenden Frühling?"

„Ja wohl, meine Kinder, versetzte der Vater, „sie werden wiederkommen in neuer Anmuth und Herrlichkeit. Und also bleibt auch der Mensch nicht immer in den Armen des Todes; sondern er wird hervorgehen aus dem Schooße der Erde — herrlicher, als die herrlichste Blume."

„Denn die Blume ersteht — verwelklich im endlosen Kreislauf."

„Der Mensch hingegen ersteht — unverwelklich im Lande eines ewigen Frühlings, dem kein Winter mehr nachfolgt, wo weder Tod, weder Schmerz, noch Trennung mehr seyn wird."

25. Der Mann ohne Füße.

Gustav war der Sohn vermöglicher Eltern, und wurde von ihnen in der Furcht Gottes erzogen. Allein da er noch nicht volle zwölf Jahre alt war, stürzte ein unseliger Krieg die guten Eltern in die äußerste Armuth. Durch Plünderung und Brand kamen sie um all ihr Hab und Gut, und endlich raubte ihnen eine tödtliche Seuche auch noch das Leben.

Gustav war nun ein armer, verlassener Waise; denn die Verwandten und Nachbarn seufzten alle unter dem gemeinsamen Jammer des Krieges. Da war also Niemand, der sich seiner angenommen hätte.

Der unglückliche Knabe, welcher bisher noch niemal Noth oder Mangel erfahren hatte, mußte demnach fortziehen in entfernte Gegenden, um unter gutherzigen Leuten sein Brod zu suchen. Es war noch dazu Winter, und der arme Gustav mußte mit zerrissenen Kleidern und bloßen Füßen einhergehen.

„O Kinder! verlasset euch niemal auf Reichthum! Denn wer heute noch alles im Ueberfluß hat, und mit köstlichen Kleidern geschmückt ist, kann morgen schon darben, und barfuß gehen müssen."

Gustav hatte sich manchen Tag nicht mehr satt gegessen; dabey schauderte er, und seine Füße waren beynahe erstarrt vor Kälte. In diesem traurigen Zustande kam er endlich zu einem Städtchen. Sein Elend gieng ihm durch die Seele, und er versank in tiefe Betrübniß; denn Frost und Hunger thun wehe, lieben Kinder!

Da begab er sich in die nächste Kirche, klagte dem lieben Gott sein Anliegen, bethete voll Inbrunst, und ein Strom von Thränen stürzte ihm dabey aus den Augen.

Indeß er so weinte und bethete, trug man einen armen Mann in die Kirche, welcher keine Füße hatte. Da fühlte sich Gustav auf einmal getröstet. Er blickte vertrauensvoller zum Himmel, und die Thränen flossen ihm langsamer über die Wangen.

Da er aus der Kirche getreten war, gieng ihm ein angesehener Mann nach, welcher ihn in der Kirche bemerkt hatte.

„Guter Knabe," sprach er, „was fehlt dir, und warum bist du so traurig?"

Gustav erzählte ihm nun sein betrübtes Schicksal, und schloß die Erzählung mit diesen Worten: „Sehen Sie, lieber Herr, mein Unglück gieng mir zu Herzen; denn zumal meine erstarrten Füße thaten mir recht wehe. Deßwegen weinte ich so bitterlich, und flehte um Trost und Hülfe zum Himmel. Als man aber jenen armseligen Menschen, der keine Füße hat, in die Kirche hineintrug, da ward's mir auf einmal leichter ums Herz, und ich konnte getrost sprechen: O mein Gott! ich danke dir, daß ich mit nackten Füßen doch gehen kann! Denn es ist ja doch besser, keine Schuhe und Strümpfe, als keine Füße haben. Der mir die Beine gegeben hat, kann sie mir auch wieder bekleiden."

Der reiche Mann ward durch diese Rede innigst gerührt. Voll Mitleids sprach er zu Gustav: Mein Sohn! der liebe Gott hat dein Thränengebet erhört. Von nun an sollst du weder hungern, noch frieren mehr." Er führte ihn voll Liebe in sein Haus, ließ ihn neu kleiden, und sorgte väterlich für ihn sein Leben lang.

In jeder Noth
Vertrau auf Gott!
Die glaubig Ihm vertrauen,
Und kindlich auf Ihn schauen,
Wird Er aus allen Nöthen
Wunderbar erretten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schuljahr

1839

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwäbl, Franz Xaver,

Kurze und lehrreiche Parabeln ein Lesebuch für die liebe Jugend

München 1831

Paed.pr. 4404 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761609-1